…gs Dichter
und wir

Wolfgang Federau

A W K

Danzigs Dichter und wir

Von

Wolfgang Federau

Kurt [illegible]
Lehrer
[illegible]
Nov. 1924.

1924

A. W. Kafemann G. m. b. H. Verlag Danzig

Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung

Die in diesem Buche zusammengeschlossenen Aufsätze sind keine wissenschaftliche Literaturgeschichte, auch keine nüchternen und trockenen Lebensbeschreibungen. Ich habe mich bei ihrer Abfassung von wesentlich anderen Gesichtspunkten lenken lassen. Ich habe geglaubt, daß es vielleicht richtiger und wertvoller wäre, einmal vom Standpunkt des modernen Menschen nachzuprüfen, ob und in welchem Umfange sich ein Verhältnis zwischen der heutigen Generation und jenen Dichtern herstellen läßt, die in vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten im geistigen Leben Danzigs eine Rolle spielten, die in irgendeiner Beziehung, sei es durch Geburt oder durch ihr Werk mit Danzig verknüpft waren. Eine solche Arbeit muß notgedrungen einen überwiegend kritischen Charakter tragen. Und so sah ich mich genötigt, bewußt von jenen abzurücken, die in irregeleiteter Heimatliebe alles, was sich je in Danzig einen Namen gemacht hat, über den grünen Klee lobten. Und habe dort, wo eine negative Kritik am Platze war, nicht davor gescheut, ein derartiges Urteil auszusprechen — niemals freilich, wie ich hoffe, ohne hinreichende Begründung.

Dies Buch ist auch keine sogenannte „gelehrte Wurst"; das verbot bereits der zur Verfügung stehende Raum. Wenn es aber in beweglichem, plauderndem

Tone geschrieben ist, so will es trotzdem ernst genommen werden. Es will lebendig sein, und es will lebendig machen. Menschen lebendig machen, deren irdisches Leben bereits seit mehr oder minder langen Zeiträumen seinen endgültigen Abschluß gefunden hat. Wir leben in einer Zeit, wo die Liebe zur Heimat und ihrer Vergangenheit mit Recht eine eifrigere und planmäßigere Pflege erfährt als je vorher. Aber trockene wissenschaftliche Arbeiten, gelesen und gekannt nur von wenigen Fachmenschen, können hier Erfolgreiches kaum schaffen. Es gilt, unsere Beziehungen zur Heimat, ihrer Vergangenheit und derem Geiste mit warmem, pulsendem Leben zu durchbluten. Diesem Ziele dient auch das vorliegende Büchlein, dessen Kürze man ihm zum Vorteil anrechnen möge.

Oliva, im Sommer 1924.

Der Verfasser.

Hans Hasentödter

Die Stadt Danzig hat ebenso wie der ganze deutsche Osten allezeit derart schwer unter den mancherlei politischen Nöten und Wirrnissen gelitten, daß sich die geistige Kraft ihrer Bevölkerung notgedrungen und überwiegend auf ganz andere Dinge richten mußte, als auf die Pflege der edlen, zarten Dichtung. Zumal das sechzehnte Jahrhundert war arm auch an Dichtern mittleren und dritten Grades. Und es ist hieraus bereits zum Teil zu erklären, daß Hasentödter unter seinen Zeit- und Heimatgenossen eine Achtung und Teilnahme erwarb, die ihm unter anderen Verhältnissen vielleicht nicht in demselben Ausmaße zuteil geworden wären. Sicherlich war unser Dichter für die politische Entwickelung Danzigs ziemlich bedeutungslos, doch dem geistigen Leben seiner Epoche verlieh er durch sein Wirken und Schaffen eine besondere Note, die wir nur ungern missen würden.

Von seinem äußeren Leben wissen wir wenig genug. Aus dem selbstgewählten Beinamen muß und kann mit einiger Gewißheit geschlossen werden, daß Hans Hasentödter genannt Hesse aus dem deutschen Westen stammte. An welchem Orte er geboren wurde, wird wohl für immer unbekannt bleiben; als Geburtstag bezeichnet er selbst den 12. März 1517. Bis zu seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre verrinnt sein

Leben völlig unauffällig irgendwo im Dunkeln, vermutlich in Baden oder in der Schweiz. Gut kann es ihm während dieser Zeit kaum gegangen sein. Denn noch viel später klagt er gelegentlich über die mancherlei Nöte seiner frühen Mannesjahre. Erst 1562 taucht er in Königsberg auf, wo er — ein bemoostes Haupt — sich an der dortigen Universität immatrikulieren läßt, während er gleichzeitig als Bassist an der Kapelle des Herzogs Albrecht von Preußen tätig ist. Diese etwas kärgliche und untergeordnete Stellung mochte in mancherlei Widerspruch stehen zu der gediegenen wissenschaftlichen Bildung, die er sich im Laufe seines Lebens zu verschaffen gewußt hat. So suchte er, wahrscheinlich im Jahre 1571, in Danzig neue Heimat. Aber mancherlei Verdruß erwartete ihn hier zunächst an Stelle eines umfriedeten, hafensicheren Lebens. Wegen gelegentlicher Ausfälle und Angriffe auf den ehrgeizigen und polenfreundlichen Elbinger Michael Friedwald wurde er mehrfach zur persönlichen Verantwortung vor den Reichstag nach Warschau geladen, und nur dem Umstande, daß Friedwald selbst sich inzwischen unmöglich gemacht hatte, war es zu verdanken, daß die ganze Angelegenheit schließlich im Sande verlief. Dann erst, im Jahre 1572, wurde er, zunächst probeweise, bei der Danziger Ratskanzlei angestellt, um sechs Jahre später zum Ratssekretär befördert zu werden. In dieser Stellung ist er 1586 verstorben, schlecht, ja kümmerlich bezahlt, aber sicher geachtet und in weiten Kreisen beliebt.

So viel oder doch nur wenig mehr wissen wir von dem M e n s c h e n Johannes Hasentödter. Und wir würden gar nichts von ihm wissen — abgesehen von

einigen wenigen Berufshistorikern —, wenn dieser Mensch nicht eben auch, obgleich nur in sehr bedingtem Sinne, ein Dichter gewesen wäre.

Es ist die Tragik in dem Schaffen Hasentödters, daß er weiteren Kreisen bekannt wurde durch die Abfassung einer sehr umfangreichen, gereimten Chronik über alle wichtigen Zeitereignisse seit Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1569. Dieses Machwerk ist derart trocken und geschmacklos, in einem solchen dürftigen und lehrhaften Stil geschrieben, daß die Vermutung nahe liegt, es könnte sich selbst damals, unter Berücksichtigung eines viel anspruchsloseren Geschmacks, nur wenige Freunde erworben haben. Und die Begründung des Verfassers, das Werk sei geschrieben zur Belehrung der Einfältigen, also der Ungebildeten, ist doch nur eine höchst mangelhafte Entschuldigung für die fehlenden künstlerischen Eigenschaften; vielmehr mag gerade dieses Buch den ganzen Aspekt seines Lebens verhunzt haben.

Denn schließlich hatte die Muse seine Stirn doch mit einem Hauch berührt. Das erfährt man aus den etwa dreißig Gedichten, die auf die Gegenwart gekommen sind, und die, soweit die heutige Forschung gelangt ist, etwa in der Zeit von 1563 bis 1577, also teils in Königsberg, teils in Danzig entstanden sein müssen. Hier vornehmlich müssen wir den Schwerpunkt von Hasentödters Schaffen suchen, und um dieser wenigen Gedichte willen verdient er, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Hasentödter war ein strammer, überzeugter Lutheraner, und dieser Einstellung ist es zu verdanken, daß

eine Reihe seiner Gedichte einen geistlich-religiösen Inhalt besitzen. Teilweise sind es wohl Nachdichtungen der Psalmen, zuweilen im Geschmack jener Zeit ein wenig verschnörkelt, dennoch herb und männlich-trotzig wie Luthers Kirchenlieder, von einer tiefen Gläubigkeit und gesundem Gottvertrauen durchwittert. Diesen geistlichen Liedern nahestehend ist die Übersetzung von vier Chorliedern aus dem Hecastus des Niederländers Macropedius, die so schöne, klare, auch heute noch als poetisch empfundene Strophen enthalten wie die folgende:

Drumb wöllen wir hie fröhlich sein
Mit schlemmen, trincken guten Wein,
Nach unserm Wolgefalle,
Und tragen Krentz von Rosen roth,
Die uns der May gegeben hat,
Eh sie versterben alle.

Was Hasentödters weltliche Poesien anbelangt, so sind sie im wesentlichen Gelegenheitsgedichte politischen Inhalts, in denen sich die politischen Ereignisse jener Zeit und die Stellungnahme des Verfassers zu jenen Ereignissen treu und lebhaft widerspiegeln. Gefühlslyrik in unserem Sinne findet sich gar nicht; diese Richtung der lyrischen Dichtung entsprach nicht dem damaligen Geschmack und mußte einer späteren Epoche vorbehalten bleiben. Aber was auf der bunten Bühne der europäischen und vor allem der östlichen Politik vor sich ging, das fand in den Versen Hasentödters einen greifbaren, lebendigen Niederschlag. Er war ein feuriger, geradsinniger, kampffroher Charakter,

der immer irgendwie Partei nahm, lobend, mahnend, ablehnend. Der Ansturm der slawischen Woge gegen Livland, das würdelose Gebaren der gewinnsüchtigen, skrupellosen Lübecker Hansen, das Buhlen der Mächte um die stolze Hafenstadt Riga, die Rückkehr Konstantin Ferbers aus der polnischen Haft in Peterkau, all das gab ihm Veranlassung, nach der Feder zu greifen und in teils zürnenden, ironisierenden und empörten, teils frohen Versen voller aufrichtiger Dankbarkeit seinem bewegten Herzen Luft zu machen.

Treue, tapfere Liebe zu seiner selbstgewählten nordischen Heimat bildet den Grundton von Hasentödters lyrischem Schaffen. Hier lagen die Wurzeln seiner Kraft, hier war seine Seele, war sein Leben und seine Kunst verankert. Als Beweis dessen mögen die letzten uns überkommenen Verse aus seiner Hand dienen, die er im Jahre 1577 anläßlich des bekannten Zwistes zwischen Danzig und Stephan Bathory dichtete, und welche heute in dieser Schicksalswende für uns einen neuen, tiefen Sinn erhalten.

O Dantzig halt dich feste,
Du weitberümbte Statt,
Betracht itzund dein Beste
Und geh nicht lang zu Rath.
Mit vielem Contrahiren
Wird es nicht werden gut,
Der Feind will dich vexiren,
Drumb thu nicht mehr tractiren,
Und faß eins Mannes Muth.

Dem Feind thu widerstreben,
Laß dich nicht weiter ein.
Thustu dich ihm ergeben,
So wirds dir bringen Pein.
Das wirstu wol erfahren,
Wan du halb Türckisch bist,
Dafür wöll dich bewaren
Zu vielen tausend Jaren
Der lieb Herr Jesus Christ.

Findstu beym Feind kein Gnade,
So such dieselb bey Gott,
Das wird dir seyn ohn Schade,
Ruff ihn an in der Not,
Das er dir bald beschere
Ein christlich Obrigkeit,
Die dir dein Freiheit mehre
Und allen Feinden wehre,
Wers auch dem Türcken leidt.

Martin Opitz von Boberfeld

„Dich hat Schlesien, das edle Land, geboren,
Doch hast Du Dir Dein Grab in Dantzig auserkoren.
Ich weiß nicht, welcher Ort durch Dich berühmter ist,
Zu leben hastu dort, zu sterben hier erkiest."

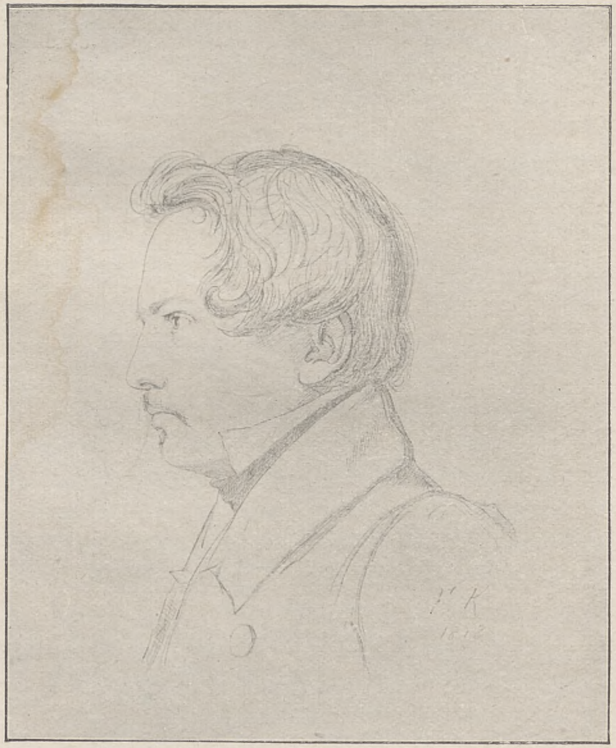
J. P. Titz, genannt Titius.

Als die Pest, jene furchtbare Geißel, unter der die europäische Menschheit viele Jahrhunderte hindurch bebte und litt, die blühende Dörfer in wüste Trümmerhaufen verwandelte und, keine Hemmnisse, keine Schranken achtend, mit demselben Gleichmut durch die Hütte des Armen und durch den Palast des Reichen schritt, als diese gräßliche Krankheit an einem heißen Augusttage des Jahres 1639 den durch Danzigs Gassen wandernden Martin Opitz mit ihrem giftigen Hauche anblies, also daß er umsank und binnen zweimal vierundzwanzig Stunden sein knapp vierzigjähriges Leben unter Qualen aushauchte, ging ein großes Klagen durch die ganze gebildete, gelehrte und schöngeistige Welt Deutschlands. Und für einiger Monate Dauer war die nordische Hansestadt Danzig durch dieses tragische Ereignis für zahllose denkende Deutsche in den Mittelpunkt der Teilnahme gerückt. Gleichsam als ahnte man bereits damals etwas von jener Bedeutung des „gekrönten" Dichters für die fernere Entwicklung der deutschen Sprache und Dichtung, die in

vollem Umfange zu ermessen doch erst einer sehr viel späteren Nachwelt möglich sein konnte: einer Nachwelt, die, sich an den Spuren ihres eigenen Werdegangs zurücktastend, ein mehr sachliches Urteil über seine Leistung mit den erkennbaren Ausströmungen und Nachwirkungen des Opitz'schen Geistes verknüpfen durfte.

Die Lebensgeschichte von Martin Opitz ist für die Beurteilung seines Lebenswerkes fast bedeutungslos; bedeutungslos wenigstens in dem einen Sinne, daß sich bei ihm Leben und Werk niemals zu einer Einheit verschmolzen haben, wie wir dies etwa bei einem Goethe sehen. Immerhin und vielleicht gerade deshalb ist sie voller Beziehungen, ist sie typisch für jenes ganze Geschlecht des frühen Barock, wo lebenbestimmend nicht das Erleben, nicht der Sturz in Abgründe von Leidenschaften und Gewalttätigkeiten der Seele war, sondern wo der Verstand, der klare nüchterne Sinn für das Notwendige und Erstrebenswerte, wo kühle Überlegung, Ehrgeiz, Nützlichkeitsgründe und Zweckmäßigkeiten ein Dasein bestimmten und in seinen äußeren Formen regelten, das weniger Wert auf das Geniale, das Schöpferische, die Entwicklung legte, als vielmehr auf die Erziehung, die planmäßige Bildung, Lenkung und Steigerung des Gegebenen.

Ähnlich wie zwei Jahrhunderte später der katholische Eichendorff ist auch der protestantische Opitz aus Schlesien, dieser Wiege vieler großen Talente und bedeutenden Menschen der Ostmark, gegen Ende seines nüchternen Alltagslebens nach Danzig verschlagen worden. Kind wohlhabender Bürgersleute, wurde er im



Robert Reinick

1805—1852

Jahre 1597 in Bunzlau geboren, genoß eine gütige, sorgfältige und gediegene Erziehung, bezog als Siebzehnjähriger, schon in jungen Jahren weltgewandt, sicher und früh gereift, das Breslauer Gymnasium, widmete sich in Beuthen und später in Heidelberg — auch hier finden sich immer Parallelen mit dem Lebensgange Eichendorffs — dem Studium der Rechtspflege, der Sprachkunde und der Redekunst. Da kam der große Krieg, zwang ihn, sein Vaterland zu verlassen und nötigte ihn auf Jahre hinaus zu einem kaum gewollten, mehr erzwungenen unsteten Wanderleben. In Holland, in Jütland, in Siebenbürgen schlug Opitz nacheinander seine Zelte auf, bis er schließlich 1623 nach Schlesien zurückkehrte, um sich hier als Dichter und Gelehrter durchzubringen, so gut oder so schlecht wie es eben in einer ganz auf Krieg und aufs Schwert gestellten Zeit gehen mochte. Hier auch, in Breslau, entstand nach vielen anderen schriftstellerischen, schöngeistigen oder gelehrten Werken und Werkchen jenes Buch von der Teutschen Poeterey, das ihn mit einem Schlage berühmt machte, das ihn möglicherweise mit einem Schimmer von Unsterblichkeit verklären wird. Auf einer Reise nach Wien wurde Martin Opitz von Ferdinands katholischer Majestät zum Poeten gekrönt, eine Ehrung, die zwar nichts einbrachte, doch erheblich dazu beitrug, ihm sein weiteres Leben zu erleichtern. Unterhaltsam und galant wie ein französischer Abbé, klug, gewitzigt und berechnend wie ein Jesuit, lebte er darauf hier und dort in Schlesien als Gast verschiedener Freunde, Gelehrter, Verehrer und Verehrerinnen, zahlte seine Schuld mit zahlreichen Gelegenheitsdichtungen, Epi-

grammen, Hochzeitsgedichten und Sonetten, wurde darauf Sekretär des erzkatholischen Burggrafen von Dohna, ohne durch die mancherlei Zwiespältigkeiten einer solchen Stellung in seinem weiten Dichtergewissen allzu sehr zu leiden, schrieb während dieser Zeit, die ihm dienstlich nur geringe Lasten und Verpflichtungen auferlegte, neben vielen anderen lehrhaften oder erbaulichen Versen seinen Vielguet und seine Schäferei von der Nymphe Hercynia, bis der Sturz Dohnas ihn dieser erfreulichen Sinekure beraubte. Aber der Weltmann Opitz war viel zu sehr Diplomat, viel zu gewandt und schmiegsam, als daß es ihm nicht hätte gelingen müssen, sich in Kürze neue, wertvolle Gönner und Freunde zu verschaffen. Diesmal waren es die Schweden, denen er sich anfreundete. Um ihnen näher zu sein, siedelte er 1635 nach Danzig über, fand hier Freunde, die ihm weitere Beziehungen nach der polnischen Seite vermittelten, dichtete einen Lobgesang auf den polnischen König, der ihm Rang und Gehalt eines Hofhistoriographen einbrachte, und hatte nun endlich die Muße, sich — abgesehen von einigen wenigen Gelegenheitsgedichten, einem dramatischen Versuch „Judith" und seiner fleißigen Übersetzertätigkeit — seinen gelehrten Studien und Arbeiten zu widmen, die ihm vielleicht doch am meisten am Herzen lagen, denen seine ganze Veranlagung am ehesten entsprach. Innere Beziehungen zu Danzig lassen sich in seinen Werken kaum nachweisen, sein ganzes Verhältnis zu der alten Hansestadt war rein äußerlicher Natur. Dennoch mag es auf sein Schaffen überaus befruchtend eingewirkt haben, denn hier in Danzig fand



MARTIN OPITZ

1597—1639

Opitz die Luft, die er zum Leben brauchte, fand er in den reichen Patrizierhäusern jenes Wohlleben, jene Geselligkeit, die ihn an das Treiben an den Fürstenhöfen erinnerte, von denen er kam. Eine Ausgabe des Annoliedes war die letzte Arbeit dieses bienenfleißigen Mannes, als ihn ein früher Tod mitten aus seinen zahllosen Plänen und Zielen hinwegriß.

Derart waren die äußeren Umrißlinien in dem Leben dieses Schlesiers, der, doppelgesichtig und oft sich wandelnd, aller Starrheit und hartstirnigen Verbohrtheit fremd, mehr klug anmutet als sympathisch, mehr nachgiebig als märtyrerhaft, dennoch nur ganz zu verstehen und zu würdigen vor dem Hintergrunde dieser seltsam dunklen, verworrenen, herben und blutigen Zeit. Der eitel war wie ein schönes Mädchen und zugleich fleißig wie kaum ein anderer, ehrgeizig, stolz und zähe, kühl zuweilen und abweisend und doch treu und wohlwollend dort, wo er selbst Freundschaft und Treue fand.

Dies war sein Leben — was aber war sein Werk und welche Bedeutung hatte dieses Werk für seine Zeit und welche Bedeutung für die Nachwelt? Gewiß sind es nicht seine Gedichte, obgleich er auch heute noch gut lesbare und keineswegs reizlose Verse geschrieben hat, wie etwa das „Sonett eines Liebenden", die „Grabschrift eines Bettlers" oder das übermütige, fast horazisch anmutende Lied „Lebenslust". Opitzens Bedeutung liegt, wie bereits vorher angedeutet, tiefer, sie war wesentlicher und nachhaltiger, als sie es alleine durch seine Dichtungen hätte werden können. Aber auch das, was Martin Opitz' Ruhm und Lebenswerk

ausmacht, ist nur zu verstehen und zu begreifen, ist völlig zu würdigen und zu erfassen nur aus dem Gegensatz zu seiner Zeit, aus dem Einfluß, den Opitz auf diese Zeit gewann.

Das bestimmende Kennzeichen dessen, was Opitz vorfand im Reiche der damaligen deutschen Dichtung, war die Verwilderung und Verwässerung der Form auf der einen, die Armut, der Mangel an Fülle auf der anderen Seite.

Was den letzteren Punkt anbelangt, so fehlte es dem Deutschland jener Zeit vielleicht nicht so sehr an geistig regsamen Kräften, an Talenten verschiedenster Art, sondern es fehlte ihm überwiegend und vor allem an schöpferischen Persönlichkeiten, an Persönlichkeiten schlechthin. Hier ändernd einzugreifen, hier Beispiel und Führer zu werden, lag nicht im Rahmen dessen, was Opitz vermochte und konnte. Dazu war er selbst viel zu wenig Persönlichkeit im schöpferischen Sinne, was er schrieb, war, wie bereits vorher erwähnt wurde, keineswegs Frucht aus heißem Erleben, entsprang nicht dem Rausche der zerquälten Leidenschaften und dem Zauber wechselnder Stimmungen, sondern es entstand aus kühler, verstandesmäßiger Überlegung, fand Anregung eher in den etwa gelesenen Büchern, als in den Erschütterungen der Seele. Aber auf der anderen Seite, dort, wo es galt, der Zuchtlosigkeit und Verworrenheit in der damaligen Reimkunst entgegenzutreten, war Opitz der gegebene Mann. Er war der erste, der mit Nachdruck und Zähigkeit, mit niemals erlahmender Überzeugungskraft die Gleichberechtigung der deutschen Sprache gegenüber der lateinischen, griechischen, italienischen und französischen erkannte und betonte. Form, Zucht, Würde und Anstand brachte er nach Luther als erster in die deutsche Poetik und hat die deutsche schöne Literatur bis auf Klopstock, Lessing und Herder bestimmend beeinflußt und gelenkt.

Schon als Opitz im Jahre 1617 in Beuthen seinen „Aristarch" herausgab, mochte ihm etwas von seiner Sendung und seiner Aufgabe vorschweben, eine d e u t s c h e Gelehrtenpoesie zu begründen. Freilich, dies Buch war noch in lateinischer Sprache geschrieben, nicht ohne Absicht. Zweifellos sollte dadurch die Aufmerksamkeit der Gelehrten angezogen und geweckt werden, jener Gesellschaftsschicht, die gerade damals mehr als je vorher und nachher in der geistigen Welt die Führerrolle spielte. Mag es uns heute etwas seltsam und merkwürdig erscheinen, wenn ein Deutscher es unternimmt, den Wert seiner Muttersprache, ihre künstlerische Bedeutung, Biegsamkeit und Verwendbarkeit seinen Landsleuten in lateinischen Perioden nahezulegen und zu beweisen — in den großen Linien deutete doch auch dieses erste Buch bereits an, was in Opitz' Hauptwerk später zum Ausdruck kommen sollte, was seinen Ruhm begründete.

Dieses Hauptwerk, die „Teutsche Poeterey", nunmehr gibt allen früher erschienenen Poetiken gegenüber wesentlich Neues und ist zugleich durchwittert von einem Hauch aufrichtigster, warmherzigster Liebe zum deutschen Volke und zu seiner Sprache. Es bringt zunächst eine Klarstellung dessen, was nach der Ansicht jener Zeit die Poesie als Aufgabe zu bewältigen und als Ziel zu erreichen hatte. Der Wert und die Lebens-

berechtigung der deutschen gegenüber den klassischen und romanischen Sprachen wird immer wieder unterstrichen. Weitere wesentliche Forderungen sind die Vermeidung des Mundartlichen, das Opitz glaubte verwerfen zu müssen in einer Zeit, wo die neuhochdeutsche Sprache noch weitestgehender Verwahrlosung anheimgefallen war, und die Reinigung der Sprache von dem verheerenden Einfluß der Fremdwörter. Schönheit des Klanges, Erlesenheit des Ausdruckes, Reichtum der Bilder und Symbole sind weitere Bedingnisse für einen vollendeten Versbau, eines der letzten und wichtigsten — und hier liegt das durchaus Neue, das unanfechtbare Verdienst Opitz von Boberfelds um die deutsche Dichtung — war die Forderung eines genauen Wechsels von Hebung und Senkung. Freilich hat Opitz, von der klassischen Literatur herkommend, hier einen schweren Fehler begangen, indem er die klassischen Begriffe der Länge und Kürze mit den deutschen der Hebung und Senkung, die doch nur Tonstärken bedeuteten, völlig gleichsetzte. Dieser Fehler, verständlich und entschuldbar zugleich, verliert seine Bedenklichkeit gegenüber der anderen Tatsache, daß Opitz es war, der die deutsche Schriftsprache aus ihrer Verworrenheit und Zuchtlosigkeit erlöste, daß er sie bändigte und unter Gesetze zwang, Gesetze, die freilich in jener Zeit und ihren Anschauungen verankert und keineswegs von ewigem Bestande waren, die aber der deutschen Dichtung überhaupt erst den Anschluß an die Weltliteratur ermöglichten. Lehrer und Bakelmeister der deutschen Sprache, das war dieser Mann, dessen sterbliche Überreste in der Marienkirche in

Danzig ruhen. Und wenn er auch, selbst nüchtern und ohne hohen Schwung, in einer kargen, leidenden und daniederliegenden Zeit Kraft und leuchtende Schönheit nicht zu wecken wußte, ein Jahrhundert und mehr hat ihm doch gedankt für das, was er den Deutschen schenkte, und der Nachruf, den Fleming ihm widmete, war sicher ehrlich gemeint und in diesem Zusammenhange kaum übertrieben:

„Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten!
O, ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt,
Die Welt hat wahrlich mehr nichts Würdigs zu beschreiben.“

Michael Albinus

Nicht nur im Reiche der Mode, sondern auch in künstlerischen Dingen und in der Literatur ist der Geschmack abhängig von der Zeit und den wechselnden Empfindungen des Menschen. Manches, was vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten begeistert und ergriffen hat, kann dem heutigen Geschlechte nur ein mitleidiges oder verständnisloses Lächeln abnötigen, läßt es zum mindesten kalt und teilnahmslos. Dennoch gibt es, über alle Strömungen eines veränderlichen Zeitgeschmacks hinweg, auch in der Dichtung ebenso wie im Gebiete der bildenden Künste zeitlos Schönes, das seine Wirkung auf den Menschen niemals verfehlen wird. In einem solchen Sinne ist Walter von der Vogelweide mit seinen zarten Liebes- und Naturliedern ein echter, ewiger und unsterblicher Dichter, in eben diesem Sinne war aber auch Martin Opitz von Boberfeld durchaus kein Dichter, sondern nur ein Sprachreformator. Und die ihm nachgingen, die von ihm lernten und ihn nachahmten, waren es im allgemeinen noch weniger, zumal sie eben nur an sein Beispiel anknüpften, ohne wesentlich Neues zu bringen.

Opitz ist, und das war teilweise das Bedenkliche seines Wirkens, in seltenem Ausmaße Vorbild und Lehrer seiner Zeit und des nächsten Geschlechts geworden. Nicht nur auf dem Gebiete der Dichtkunst,

sondern auch auf dem der Lebensgestaltung. Er und seine Anhänger haben es in verblüffender Weise verstanden, aus ihrem Können in irgendeiner Art Kapital zu schlagen, und das Schillersche Gleichnis von dem Dichter, der bei der Verteilung der Welt zu kurz gekommen und auf die Genüsse eines idealeren, unirdischen Reiches angewiesen war, findet auf sie jedenfalls keine Anwendung.

Ein typisches Beispiel für die Berechtigung dieser Anschauung bildet der Danziger Prediger und Dichter Michael Albinus, der in den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts in der alten Hansestadt nicht nur als Seelsorger, sondern vor allem auch als Schriftsteller eine überaus umfangreiche und fruchtbare Tätigkeit entfaltete und die Dichtung des Barock durch zahlreiche Werke bereicherte — wobei der Begriff „bereichern" aber sehr bedingt und keineswegs qualitativ aufzufassen ist. Ihm blieb es vorbehalten, eine Verbindung zwischen Christentum und Jagd nach persönlichem Vorteil zu schaffen, die in ihrer Eigenart und Unverblümtheit selbst dann noch etwas Humoristisches hat, wenn man in Erwägung zieht, wie gebräuchlich es damals war, sich seiner Gaben auch in künstlerischer Beziehung durch breites Lob und salbadrig-demütige Anhimmelung hochstehender und einflußreicher Persönlichkeiten nutzbringend zu bedienen. In naivster und aufdringlichster Weise hat er durch Widmungen und Zueignungen sich die Gunst derjenigen Kreise zu erschmeicheln gewußt, die ihm bei seinem Fortkommen förderlich sein und ihm zu einer fetten Pfründe verhelfen konnten.

Aber, wie gesagt, dieser Umstand darf nicht als hinreichend erachtet werden, über die sittlichen Eigenschaften von Albinus den Stab zu brechen. Man muß da notgedrungen erhebliche Abstriche machen und versuchen, diese Tatsachen unter dem Gesichtswinkel damals geltender Anschauungen zu betrachten. Und schließlich: ganz so verschieden von der heutigen Kliquenwirtschaft war die damalige „Literaturmache" ja doch nicht, nur daß man sich heute der Reklame bedient, die unauffälliger, versteckter, aber sehr viel wirkungsvoller denjenigen emporzuloben weiß, für den die Öffentlichkeit interessiert werden soll.

Über das Leben dieses Albinus nur einiges: In dem Dorfe Pröbbernau im Jahre 1610 als Sohn eines Predigers geboren, fand der mit vier Jahren völlig verwaiste Knabe vom zehnten Lebensjahre an Aufnahme in dem Danziger Kinderhaus. Der Vorsteher dieses Kinderhauses, der Vater des nachmals so berühmt gewordenen Astronomen Johann Hevelius, nahm an dem begabten und frühreifen Kinde einen derartigen Anteil, daß er ihm ermöglichte, das Gymnasium zu besuchen. Ein Versuch, den Zögling später bei einem Weinschenken in die Lehre zu geben, scheiterte an dem inneren Widerstreben des Jungen, der nun unter der Erziehung von Johann Plavius in die Anfangsgründe der Dichtkunst eingeweiht wurde und frühzeitig begann, seine eigenen Gedanken in poetische Formen zu kleiden.

In Thorn, Königsberg und Stettin beendete Albinus seine Ausbildung, um schließlich in Frankfurt a. O. Theologie zu studieren. Im Jahre 1633 kehrte er nach Danzig zurück, wurde zunächst Prediger in Wossitz

im Danziger Werder, um endlich, dank seiner eingangs erwähnten Fähigkeit, sich bei den Patriziern der Hansestadt beliebt zu machen und durch lobhudelnde Gedichte einzuschmeicheln, als Prediger an die Sankt-Katharinenkirche nach Danzig berufen zu werden. Als solcher ist er im Jahre 1653 verstorben, betrauert von allen, die er besang und bedichtete, eine Fülle von Werken hinterlassend, die sich vor allem durch eines auszeichneten: eine schier unglaubliche und wahrhaft bedrohliche Länge.

Es darf unterstellt werden, daß Albinus von echter und aufrichtiger Frömmigkeit war. Aber diese Tatsache mußte seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung in jeder Beziehung hemmend entgegenwirken. Es war damals die Zeit der allgemeinen Welt- und Lebensmüdigkeit. Hin- und hergeworfen von den Nöten und Schicksalsschlägen eines wilden, kampfdurchtosten Jahrhunderts, suchte der friedliebende Bürger Trost und Stütze in dem Glauben an einen himmlischen Frieden, an ein überirdisches Glück. Die Erde wurde ihm zum Jammertal, zu einer Prüfung und er spielte mit dem Gedanken an den Tod als die endliche Erlösung und Befreiung der Seele aus irdischen Banden. Vieles war dabei Pose, vieles nur Phrase. Trotzalledem stand man noch fest mit beiden Beinen auf der Erde und wußte wohl, sein Schäfchen, wo es anging, zu scheren. Aber es war eine gefährliche Luft, und doppelt gefährlich für einen Menschen wie Albinus, der glaubte, ein Dichter zu sein, den aber schon sein Beruf mit dieser ganzen Stimmung und Gedankenwelt vertraut machte, der sich ihr mit Haut und Haaren verschrieb

und dadurch zwar zu einem recht guten Sprachrohr eben seiner Zeit wurde, aber doch nichts weiter. Denn einerseits mußte sich diese dumpfe Kirchenluft, dieses ewige Reue- und Bußgejammer wie Meltau auf alles legen, was froh und bejahend und leuchtend zum Leben drängte, zum andern mußte die Angewohnheit, alle Stoffe oder doch die meisten seiner dichterischen Erzeugnisse aus der Heiligen Schrift zu entnehmen, notgedrungen die Phantasie, die eigene Schaffenskraft des Dichters lähmen und ihn dazu bringen, in endlosen Versen, unter spärlicher Hinzugabe eigener Gedanken und trauriger, phrasenhafter Füllsel wiederzukäuen, was andere vor ihm und zuweilen bereits besser und vor allen Dingen kürzer gesagt hatten.

Dieser Art ist sein erstes umfangreiches, ganz unter dem Einfluß von Opitz stehendes Gedichtwerk „Die allerheiligste Empfängnus“, dessen endlose langatmige Reden heute bei allem guten Willen einfach ungenießbar sind, ähnlich auch das „liebreiche Schäflein“, wo Albinus in nicht weniger als 386 Alexandrinern alle Eigenschaften aufzählt, denen der Mensch nachstreben soll, um Gott wohlgefällig zu werden. Aber auch dieses Werk ist nur eine flüchtige Skizze gegenüber der 1636 entstandenen „Trostreichen Geschichte vom bitteren Leiden und Sterben usw usw.“, einem Gedicht, das in nicht weniger als 1508 Versen die ganze Leidensgeschichte des Heilandes darstellt, überaus flüssig geschrieben ist und erneut beweist, wie gewissenhaft Albinus die Regeln seines großen Lehrmeisters Opitz zu befolgen weiß.

„Tut Buße!“ Das ist der große Mahnruf, den Albinus in allen seinen religiösen Dichtungen den Menschen seiner Zeit und der ganzen Christenheit gegenüber laut werden läßt. „Tut Buße! Denn dieses Leben ist nur vergänglich, ist eine Prüfung und Qual, und wehe jenem, der sein Herz an die Güter dieser Erde hängt und dessen Seele untergeht in der Welt Lust und Sünd.“ Gewiß, eine beachtenswerte Mahnung, die weit und breit auf fruchtbaren Boden fiel. Denn eine neue Frömmigkeit und Gottessehnsucht hatte die Menschen jener Zeit, in der Albinus lebte und wirkte, ergriffen. Aber als gedanklicher Inhalt zahlloser in Verse gefaßter und unabsehbar langer Arbeiten ist dieser Weckruf doch etwas dürftig. Zwar, vielen seiner epischen, manchmal auch schüchtern dramatisierten Werke, welche alle das Neue Testament zum Inhalt hatten, waren kürzere, singbare Strophen angehängt, die dem Verfasser mit Recht den Ruf eines bedeutenden und fruchtbaren Dichters schöner — im damaligen Sinne schöner — Kirchenlieder verschafften. Trotzdem blieb Albinus immer nur der Prediger, der Geistliche, der seine technische Gewandtheit in der Beherrschung, Biegung und Schleifung der Sprache, seine Fähigkeit, Worte und Sätze zu Rhythmen und Versen zu ordnen, dazu benutzte, sich bei seinen Predigten und „biblischen Geschichten“ statt der Prosa der Abwechslung halber und aus einer leicht verständlichen, durchaus verzeihlichen Eitelkeit der gebundenen Rede zu bedienen. Glaubt und hofft man aber, in seinen epigrammatischen und Gelegenheitsgedichten mehr von der persönlichen Eigenart und besonderen Gedanken-

welt des Albinus zu finden, so ergibt bereits ein flüchtiger Überblick dieser Erzeugnisse auch auf diesem Gebiete eine herbe Enttäuschung. Die zweifellos beherzigenswerten Gedanken, welche viele seiner Epigramme enthalten, sind letzten Endes doch nur Umformungen von Bibelsprüchen und neutestamentlichen Heilswahrheiten. Es genüge zur Charakterisierung die Wiedergabe von zwei oder drei Sprüchen dieser Art:

> Und der muß billich gehen
> die Straffen zu empfangen,
> Der hier den breiten Weg
> der schnöden Welt gegangen.

Und später:

> Was sagstu: Wollte Gott!
> Gott wil dein Helfer seyn,
> nur du wilt selber nicht!
> Die Schuld ist dein allein.

Und schließlich:

> Vergiß Herr, meiner Schuld,
> daran ich selbst wil denken,
> Denk aber meiner Not,
> mir Gnad' und Heil zu schenken.

Diese drei Beispiele mögen genügen um zu erweisen, daß es sich bei diesen Epigrammen im wesentlichen nur um Umdichtungen, ja teilweise lediglich um gereimte Verwässerungen des biblischen Textes handelt; es ist eine leichte Arbeit, fast zu allen diesen Sprüchen die entsprechenden Bibelstellen ausfindig zu machen, und wenn sie auch beredtes Zeugnis von dem

technischen Geschick ihres Verfassers ablegen, so beweisen sie doch zugleich, daß Albinus an eigenen Gedanken ziemlich arm war, und daß ihm eben jene Gabe abging, die allein erst den Dichter ausmacht: die persönliche Schöpfungs- und Gestaltungskraft, die ganz aus eigenem und aus persönlichstem Erleben bildet und dichtet.

Überaus geschickt und von einer immerhin erstaunlichen Fertigkeit ist Albinus in der Handhabung des Versmaßes; der bunte Wechsel von drei- und fünffüßigen Jamben mit Trochäen trägt viel dazu bei, seine endlosen Perioden zuweilen lebendiger und genießbarer zu machen. Auch in der schwierigen Kunstform des Sonetts hat er sich vielfach und mit gutem Erfolge versucht. Das liebste Versmaß — wenn man nach der Häufigkeit der Anwendung schließen darf — war ihm jedoch der Alexandriner, den er in seltener Fähigkeit beherrschte. Ihn, der dem gedanklichen Inhalt der Dichtung durch die klare, beherrschte Form des Rhythmus immer eine gewisse Getragenheit und Feierlichkeit verlieh, hat erst in jüngster Zeit Stefan George neu zur Geltung gebracht und damit bewiesen, daß seine Anwendungsmöglichkeit nicht auf die romanischen Sprachen beschränkt ist. Für die religiösen Dichtungen eines Albinus aber muß der Alexandriner ohne weiteres als die gemäße Form gelten.

War also auch dieser bedeutendste Vertreter der Danziger Barockdichtung kein Dichter in unserem gehobenen und erweiterten Sinne, so hat er doch seine Bedeutung für das geistige Leben seiner Zeit und darf aus einem Bilde der dichterischen Entwicklung Danzigs nicht ohne Nachteil fortgelassen werden.

Johann Daniel Falk

Wie vor unserm Angesicht
Mond und Sterne schwinden!
Wenn des Schiffleins Ruder bricht,
Wo nun Rettung finden?

Es ist das Schicksal der Mittelmäßigkeit, rasch der Vergessenheit anheimzufallen. Die Nachwelt ist eine harte und unbestechliche Richterin, vor deren Tribunal über alles das, was am Tage für den Tag geschaffen, gedichtet und geschrieben wurde, ein Urteil gefällt wird, gegen das es keine Berufung gibt. Sie braucht keine Rücksicht zu nehmen auf den wandelbaren Geschmack des Augenblicks und jeder Versuch, Mäßiges und Schlechtes künstlich aufzublähen und mit dem Schimmer des Echten und Bedeutenden zu vergolden, wird von ihr zunichte gemacht.

Aus diesem Grunde ist auch der Danziger Johann Daniel Falk im großen und ganzen für die heutige Zeit tot, und es wäre ein zweckloses Unternehmen, ihm nachträglich eine Bedeutung verleihen zu wollen, die ihm kaum bei Lebzeiten zugekommen ist. Goethe, der einen seltenen Instinkt für das Wertvolle und Ewige im Menschen hatte, hat Falk abgelehnt und vermochte niemals, sich recht mit ihm zu stellen, und Johanna Schopenhauer, in deren Weimarer Salon auch Falk verkehrte, und die über eine bei Frauen nicht gerade

gewöhnliche Klugheit und Menschenkenntnis verfügte, hat ihn nie recht gemocht und sich mehrfach Dritten gegenüber recht abfällig über ihn ausgesprochen. Womit freilich nicht dem Wert Falks als Mensch in irgendeiner Beziehung zu nahe getreten werden soll.

Es steht fest, daß er während seines jahrzehntelangen Aufenthalts in Weimar, wo er auch starb, sich in selbstlosester, aufopferndster Weise in den Dienst der tätigen Menschenhilfe gestellt hat. In den Wirren des großen Zusammenbruchs von 1806 hat er jene Größe und jenen persönlichen Mut, jene Opferwilligkeit und Dienstbereitschaft bewiesen, die nur aus ganz großer Liebe und tiefwurzelnder Güte erwachsen können. Er, der ein glühender Patriot und fanatischer Hasser alles Welschen, Französischen war, hat doch als einer der Wenigen rechtzeitig die Wahrheit des Wortes erkannt: „Im Anfang war die Tat!" Er ahnte und wußte wohl: Mehr als alle klingende Phrase, mehr als die große Geste und das zündende Wort gilt das Handeln; und Handeln, wenn alles ringsum zusammenbrach, wenn das Volk aus Tausenden von Wunden blutete, hieß helfen. Als der Befreiungskrieg zahllosen unmündigen Kindern den Erzieher und den Ernährer raubte, da wandte sich sein großes, gütiges Herz wie eine strahlende Sonne wärmend, helfend und erquickend den Verwaisten, Enterbten und Beraubten zu, die eine rauhe Faust jählings aus dem umfriedeten Paradiese einer geruhigen Kindheit herausgerissen hatte. Im Gegensatze zur Gegenwart, die, irregeleitet von einem lächerlichen Denkmalsfimmel, nutzlose Steinhaufen türmt als Symbol für eine Verehrung

der Gefallenen, die doch nur eitel und trügerisch ist, statt den Kindern Waisenhäuser zu bauen und Pfleger und Hüter zu bestellen, hat Falk mit werktätiger Menschenliebe eingegriffen, hat die von ihm gegründete Anstalt „den Lutherhof" zu einem Hause wahrhaften Christentums im Geiste und in der Tat gemacht. Und das Lächeln, das er auf den blassen, armen Kindermund zauberte, die Tränen, die die Kleinen, die Vaterlosen und Mutterlosen, im Jahre 1826 an seinem Grabe weinten, werden süß wie Opferrauch zu den nach Walhall eingegangenen Kriegern emporgestiegen sein; also daß mit Recht auch auf ihn das Wort der Bergpredigt gilt: Selig sind die Barmherzigen! . . .

Aber unsere Betrachtung gilt ja nicht dem Menschen und Menschenfreunde Johannes Falk, diesem Manne mit dem kinderreinen Herzen und der nie erlahmenden Liebe — sie gilt dem D i ch t e r Falk — und da muß nun wohl gesagt werden, daß er eigentlich gar kein Dichter war, sondern etwas ganz anderes, was heute immer mehr sich verbreitet und von dem Dichter als Künstler nicht streng genug geschieden werden kann — er war Schriftsteller bestenfalls, Literat, Journalist, wenn man so will.

Der Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller ist leichter zu erfühlen, zu erfassen als begrifflich darzulegen. Der Dichter ist Schöpfer, Schaffender, Gestaltender, der in die Tiefe seiner Seele hineintaumelt wie in einen Brunnen, und das köstlichste, rote Gold ans Licht einer ewigen Sonne bringt. Der Dichter ist vergotteter Mensch mit dem ewigen Schöpferwillen



JOHANNA SCHOPENHAUER

1766—1838

und der ewigen Schöpferkraft, ist Feuer, Glut, Lava, Asche, alles in einem, strahlende Helle und unergründliche Finsternis. Der Literat ist im besten Falle Erfassender, Darstellender, Schilderer, er ist Handwerker, wo der Dichter Künstler wird. Und darum wird das kleinste Lied eines Goethe noch in einem Jahrhundert leben, wo selbst der gebildete Literarhistoriker von Falk nicht mehr den Namen kennen wird.

Und dennoch mögen mancherlei Träume von zukünftigem Wirken und einstiger Größe in dem Hirn des Knaben Johann Daniel gespukt haben, der im Jahre 1768 in Danzig auf der Lastadie das Licht dieser fragwürdigen Welt als Sohn eines schlichten Perückenmachers erblickte. Tief in dem Knaben brannte eine verzehrende Sehnsucht nach Kenntnis und Wissen, und es hat viele bittere Stunden und trübe Tage und Jahre gekostet, ehe er es durchzusetzen vermochte, daß er statt des leidigen väterlichen Handwerks sich dem Studium und den Wissenschaften widmen durfte; zunächst als Schüler der Petrischule und des Gymnasiums in Danzig, dann als Student in Halle, wo er hauptsächlich von den Unterstützungen des Rats der Stadt Danzig seinen kargen Lebensunterhalt bestritt. Ursprünglich sollte Falk ein Gottesgelehrter und Geistlicher werden. Doch wandte er sich schnell genug von dem theologischen Studium ab und verschrieb seine Seele mit Haut und Haaren völlig dem Dämon Literatur — wohlgemerkt, der Literatur, nicht der Dichtung, der Kunst. Hierzu hätte es bei ihm eben nicht gelangt; er konnte wohl schreiben, aber kaum schaffen. Sein scharfer Blick für alle

Schwächen und Mängel seiner Mitmenschen, seine schnelle Beobachtungsgabe und eine gewisse natürliche Veranlagung drängten ihn zur Satire, und als Neunundzwanzigjähriger gab er als Erstlingswerk sein „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire" heraus, dem im Laufe der nächsten Zeit wohl ein halbes Dutzend anderer folgten. Über die Bedeutung dieser Satiren in künstlerischer Beziehung braucht nicht viel gesagt zu werden. Falk war zu sehr Deutscher, als daß er in jenem feinen, vernichtenden und doch geistsprühenden Sinne hätte Satiriker werden können, wie es ein Vorzug der Franzosen und der Juden zu sein scheint. Und war gleichzeitig zu ausgeglichen, zu beharrlich in seinem Innenleben, zu wenig erschüttert und zerrissen, als daß er sich in jener Kunstrichtung hätte auswirken können, die man wieder in besonderer Reinheit und Eigenart nur bei den Deutschen findet — im Humor.

Dennoch fühlte sich Falk als Dichter — natürlich, denn welcher deutsche Jüngling und heranreifende Mann, der Verse macht, glaubt nicht gleich ein Dichter zu sein? Und dieses Bewußtsein führte ihn letzthin nach Weimar, wo er schließlich jenen eingangs geschilderten Wirkungskreis fand, der seinem Wesen, seinem Wert und seiner persönlichen Bedeutung so sehr viel angemessener war.

Ein freundliches Geschick hat es dennoch gewollt, daß ein paar kleine bescheidene Verse Falks dem Abgrund der Vergessenheit entschlüpften. Freilich, wenn alljährlich zur Weihnachtszeit zahllose süße Kinderlippen und ungezählte Erwachsene im weiten deutschen Land vor dem

brennenden Lichterbaum das „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" singen und summen — wer erinnert sich da noch des Verfassers dieser Verse?

Die Danziger aber haben noch einen besonderen Grund, seiner zu gedenken. Denn für sie schrieb er, gleichsam als Geschenk und in Erinnerung an die Tage seiner Kindheit, seinen einzigen großen Roman, „Das Leben des Johannes von der Ostsee", ein Werk, das weniger künstlerisch gewertet werden will, als vielmehr um seines persönlichen Gehalts und landschaftlichen Hintergrundes willen eine besondere Beachtung verdient. Denn ein gut Teil des damaligen Danzig und Westpreußens wird hier anmutig und lebendig genug geschildert, und zusammen mit Johanna Schopenhauers „Jugendleben und Wanderbilder" und dem Bilderbuch Daniel Chodowieckis „Eine Künstlerfahrt nach Danzig im Jahre 1773" gibt es ein fast geschlossenes Bild des Alten Danzig im ausklingenden achtzehnten Jahrhundert.

Johanna Schopenhauer

Ein geistreicher Franzose prägte einmal in einer Pariser Gesellschaft dieses Wort: „Man kann unsterblich werden durch seine Werke — man kann auch unsterblich werden durch seine Kinder." Sicherlich dachte er dabei an jene Frauengestalten, die als Mütter unserer größten Geister ihre Namen über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg der Nachwelt übermittelten. Warm und froh wird uns ums Herz, denken wir an die prachtvolle Frau Aja, die Mutter Goethes, die man nennen und kennen wird, solange man Goethes Gedichte lesen, Goethes Faust spielen wird. Aber wunderlich, wie das sichtbare Walten einer über allen Sternen thronenden Gerechtigkeit, berührt es uns, gedenken wir etwa der Danziger Schriftstellerin Johanna Schopenhauer und ihres großen Sohnes Arthur, vielleicht des tiefsten Denkers, der uns Deutschen nach Kant geworden ist. Gleichsam als wollte sich das Schicksal rächen für jene Abneigung, ja, für jenen fast unnatürlichen Haß, mit dem der Philosoph zeitlebens seiner Mutter aus dem Wege ging, hat es diesen Sohn selbst benutzt, um durch seinen Ruhm und seine Größe der Mutter eine Unsterblichkeit zu verleihen, die diese ehrgeizige, geistig regsame und nicht unbedeutende Frau ihrem eigenen Wirken und Können sicherlich niemals abgerungen hätte.

Freilich — die Nachwelt, die dem Toten so gerne doppelt und dreifach gibt, was dem Lebenden die Mitwelt schuldig geblieben ist oder durch Jahrzehnte vorenthalten hat, diese Nachwelt ist geneigt, die Ursache und Schuld für diesen hamletischen Haß des Philosophen bei seiner Mutter zu suchen. Und hat so in einseitigem Vorurteil alle Vorwürfe und alle Bitterkeiten, welche Arthur Schopenhauer jemals auf das Haupt seiner Mutter gehäuft hat, als berechtigt aufgenommen und damit ein Urteil gefällt, das einer genaueren und gerechteren Nachprüfung vielleicht nicht standhalten würde.

Wie dem auch sei — letzhin hängt die kritische Bewertung und Beurteilung eines künstlerisch oder schriftstellerisch tätigen Menschen nicht von seinen persönlichen Eigenschaften ab. Und wenn man der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer gerecht werden will, wird man endlich davon absehen müssen, der Betrachtung ihres Verhältnisses zu ihrem großen Sohn einen allzu breiten Raum zu überlassen.

In einer Beziehung steht Johanna Schopenhauer jedenfalls dem Osten und ihrer engeren Heimat erheblich näher als ihr Sohn: während der Philosoph eben nur in Danzig geboren ist und weitere Bindungen mit dem Osten für ihn niemals bestanden haben, hat Johanna Schopenhauer hier die glücklichste und schönste Zeit ihres Lebens verbracht und wurzelt mit all ihren Sehnsüchten und Wünschen, mit all ihren Erinnerungen und Freuden in dem Schauplatz ihrer strahlenden, glücklichen Jugendzeit.

Man wird zugeben müssen, daß Johanna Schopenhauer in der Auswahl ihrer Eltern sehr vorsichtig gewesen ist. Ihr Vater Christian Heinrich Trosiener, den sie am 9. Juli 1766 mit ihrer Ankunft beglückte, war ein geachteter Kaufmann, Quartiermeister des Fischerquartiers, und die gediegene und sorgfältige Erziehung, die er seinem Töchterchen von Anfang an zuteil werden ließ, gibt die Gewähr, daß der Ruf behäbigen Wohlstandes, den er genoß, nicht unbegründet war. Auch das Haus in der Heiligen-Geist-Gasse, welches der kleinen Johanna erste unschuldige Kinderträume umschloß, verriet mit seinem der Straße zugekehrten Giebel, mit seinen großen, vielgeteilten Fenstern die solide Prachtliebe eines alten, vornehmen Patriziergeschlechts. An die Seite des ernsten, stattlichen, etwas jähzornigen Vaters, der zierlichen, kleinen unendlich sanftmütigen Mutter trat schon nach Beendigung des dritten Lebensjahres die von der Mutter und den Schwestern Daniel Chodowieckis geleitete Schule, in der Johanna in die Anfangsgründe alles menschlichen Wissens eingeführt wurde. Welcher Art der Unterricht war, den sie dort erhielt, läßt sich heute mit einiger Gewißheit kaum mehr sagen. Wahrscheinlich bleibt allerdings, daß das Verdienst, der Kleinen die Augen für all die bunten Wechselfälle des Lebens geöffnet zu haben, mehr auf seiten des elterlichen Freundes Dr. Richard Jameson lag, der damals als Prediger der englischen Kolonie in Danzig wirkte und dem Kinde durch alle Jahre von ihrer frühesten Jugend bis zu ihrer endlichen Verehelichung ein treuer und aufrichtiger, warmherziger Berater, Führer und Erzieher gewesen ist. Auf alle Fälle war die Tätigkeit der Damen Chodowiecki mehr behütender als belehrender Art, was auch schon daraus hervorzugehen scheint, daß Johanna bereits in ihrem sechsten Lebensjahre einen Kandidaten Kuschel zum Lehrmeister erhielt, der durch viele Jahre hindurch ihr Leben begleitete und ihr Kenntnisse vermittelte, die über das durchschnittliche Bildungsniveau der „höheren Tochter" unserer Zeit sicherlich erheblich hinausragten. Eine gewisse Mamsell Ackermann, die früher einmal Erzieherin bei irgendeiner schwedischen Prinzessin gewesen war, hatte von dem Vater den Auftrag erhalten, an die gesellschaftliche Bildung des heranwachsenden Mädchens den letzten Schliff zu legen, und es darf vermutet werden, daß Johanna aus dieser praktischen Ausbildung in den Regeln des „Guten Tons" die Lehren und Erfahrungen zog, die Jahrzehnte später in Weimar ihre Empfangsabende zu einem der beliebtesten gesellschaftlichen Ereignisse des nachklassischen Weimar machten.

Mit achtzehn Jahren heiratete Johanna Trosiener den um zwei Jahrzehnte älteren Kaufmann Heinrich Floris Schopenhauer. Eine richtige Konvenienzehe, wie sie ähnlich in den reichen Kaufmannsfamilien damals und heute üblich war und ist — die Liebe hat bei dieser Verbindung kaum irgendeine Rolle gespielt. Der Ehe entsprangen zwei Kinder, als ältester Arthur, als letztes eine Tochter Adele, die die schriftstellerischen Neigungen und Talente ihrer Mutter erbte. Im Jahre 1805 schied der seit langer Zeit schwermütige Gatte freiwillig aus einem Leben, das ihm zur Qual geworden war, worauf Johanna Schopenhauer ihren Wohn-

sitz nach Weimar verlegte, über das gerade damals die Stürme der napoleonischen Kriege hinwegrasten. Durch ihre selbstlose Hilfsbereitschaft, durch ihre gesellschaftlichen Fähigkeiten und ihre aller Engherzigkeit ferne Vorurteilslosigkeit wußte sich die noch immer hübsche und reizvolle Witwe hier bald einen geachteten Platz zu erringen, und selbst der so sehr exklusive Goethe war einer ihrer ständigen Gäste. Enge Freundschaft verband sie bald mit hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeit, mit dem Kunstkritiker Fernow, dem Dichter Karl von Holtei und einem anderen, damals viel genannten Schriftsteller, dem jungen Müller von Gerstenbergk. Gerade ihr Verhältnis zu dem letzteren hat dann jenen tiefen Riß zwischen Mutter und Sohn geschaffen, der sich fortan nie mehr völlig schließen sollte und die beiden für die Dauer ihres irdischen Lebens auf immer trennte.

Im Jahre 1829 verlegte Johanna Schopenhauer ihren Wohnsitz von Weimar nach Bonn. Nur einmal war sie in der Zwischenzeit in ihrer Heimatstadt gewesen, und auch damals nur vorübergehend, zur Erledigung dringender Familienangelegenheiten. 1837 verzog sie nach Jena, wo sie, kaum ein Jahr später, im Alter von zweiundsiebzig Jahren verstorben ist.

Trocken und wertlos müssen uns immer diese unvermeidbaren biographischen Daten erscheinen, und die Frage erscheint wesentlich und heischt Antwort: Ist Johanna Schopenhauer, die doch einmal einen Goethe zu ihren Freunden zählen durfte, ist diese Frau uns, der ein Jahrhundert späteren Generation, wirklich weiter nichts als eine literar-historische Erinnerung,

kennen wir sie, deren Romane vergessen sind und nur noch in Literaturgeschichten unter der Schutzmarke „Entsagungsromane" ein staubiges Scheinleben führen, wirklich nur eben als Mutter ihres so sehr großen und eben so unglücklichen Sohnes? Ist sie, darüber hinaus, für uns Heutige wirklich völlig tot und erledigt? Der Wahrheit die Ehre: als Dichterin ist Johanna Schopenhauer tatsächlich tot, es gibt nichts, das zwischen uns und ihrem Schaffen noch irgendeine Brücke schlüge, irgendeine Verbindung herstellte. Sie schrieb in der Zeit für die Zeit, kaum dieses. Und nichts ist törichter und schiefer als das Urteil, das ich in irgendeinem Buche fand: Arthur Schopenhauer habe die geistige Größe seiner Mutter geerbt. Tatsächlich hat Johanna Schopenhauer das Genie ihres Sohnes niemals auch nur ahnend erfaßt und ertastet.

Dennoch hat Johanna Schopenhauer uns ein Werk hinterlassen, das ihr eine bleibende Bedeutung gewährleisten dürfte. Es ist dies ihr in spätestem Alter verfaßtes Erinnerungsbuch „Jugendleben und Wanderbilder". Hier haben wir eine Darstellung von dem Leben und Treiben in Danzig in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die eine würdige Ergänzung zu dem Tage- und Bilderbuche Daniel Chodowieckis „Eine Künstlerfahrt nach Danzig im Jahre 1773" bildet, die in ihrer überaus frischen, eindringlichen und lebendigen Sprache auch heute noch durchaus lesbar und genießbar ist. Und nicht nur das. Dieses Buch hat auch, rein künstlerisch bemessen, einen Wert und eine innere Schönheit und Wahrhaftigkeit, wie sie die Verfasserin in keinem ihrer anderen Werke

auch nur annähernd erreicht hat. Eine greise Frau greift noch einmal zur Feder, um im Geiste sich zurückzuversetzen in das Sonnenreich ihrer lichten, umfriedeten Jugend. Und siehe: die müden Augen werden wieder jung, lange Totgeglaubtes, fast Vergessenes, ersteht zu neuem, blühenden Leben, mit strahlendem, glücklichem Lächeln geht die Alternde den Spuren ihres jungen Daseins nach und es entsteht ein Buch, so klar und deutlich, so eindringlich, von wehmütigem Humor durchwittert, so lehrreich zugleich, daß wir der Dichterin dankbar sein werden um dieses einen Werkes willen. So hat sich Johanna Schopenhauer selbst ihr schönstes Denkmal gesetzt und wird nicht vergessen werden, so lange es Menschen gibt, die sich liebevoll in die Geschichte und in die Vergangenheit Danzigs vertiefen.

Joseph von Eichendorff

Treu und wahr,
Schlicht und klar:
Schon dein Name sagt es an,
Du lieber deutscher Dichtersmann.

Gustav Falke.

In seinem berückend schönen, ja, erschütternden Roman „Schnee" formt Georg Hermann einmal dieses Bild: „Der Mond sah aus, als ob er die ganze Nacht hindurch Eichendorffs Gedichte gelesen hätte." Schon die Möglichkeit, ein solches Bild zu prägen, und die derart ausgesprochene Voraussetzung eines feinfühligen Dichters, damit in seinem Leserkreise durchgehend verstanden zu werden, könnte als Beweis dafür dienen, daß die Lyrik Joseph von Eichendorffs, dieses Spätlings der deutschen Romantik, bei allen Freunden seiner Kunst einen bestimmten, ziemlich eindeutig umrissenen Stimmungsgehalt bedeutet. Träfe dies zu — und es ist daran kaum zu zweifeln, da doch wir alle, sofern wir an Eichendorff denken oder dies oder jenes von ihm lesen, sogleich in eine ganz bestimmte Vorstellungs- und Gefühlskette hineingeraten, die man zwar empfinden, aber kaum beschreiben kann —, so möchten einige geneigt sein, hierin den Beweis einer gewissen Armut und Beschränktheit in dem dichterischen Schaffen Eichendorffs zu suchen. Dieses Urteil wäre freilich ungerecht, weil es schief und halb wäre. Es mag zu-

gegeben werden, daß Eichendorff niemals in dem Maße wie die anderen Romantiker — ich denke dabei an Schlegel, an Tieck, Novalis, ja auch an Brentano, und ich denke gleichzeitig auch, wie erbärmlich und unsinnig eigentlich alle Einteilung und Schematisierung der Kunst ist —, daß Eichendorff niemals derart in die Tiefen des Lebens und der eigenen Seele hineingestürzt, niemals derart durch alle Zweifel und alle Höllen und Himmel gepeitscht worden ist, wie jene. Aber dafür ist er auch in seiner Kunst, in die sein Leben einging, so viel klarer, durchsichtiger, reiner geblieben, so aller Verschwommenheit fern, fast klassisch edel und streng bei aller Zartheit und Bittersüße, daß man in der gebändigten, beherrschten Selbstbeschränkung, in der bewußten Umgrenzung seines Schaffens mehr einen Vorteil als einen Fehler sehen möchte. Und wenn er nicht so vielfarbig und buntleuchtend ist wie jene anderen, wenn Eichendorff in bedingtem Sinne in seiner Kunst eine gewisse Einförmigkeit offenbart, so ist dieselbe doch süß und beglückend wie das ewig gleiche und dennoch ewig neue Rauschen des heimatlichen Waldes.

Es mag zunächst fraglich erscheinen, ob und in welchem Umfange wir berechtigt sind, Eichendorff, der doch nur einige wenige Jahre, einen bescheidenen Teil seines Lebens in unserer Vaterstadt verbrachte, zu den Unsrigen zu zählen. Aber es liegt auch gar nicht in dem Sinne dieses Aufsatzes, irgendwelche Ansprüche aufzustellen, die in den Tatsachen nicht hinreichend verankert und begründet wären. Uns genügt, festzustellen, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil des Lebenswerkes dieses Dichters in Danzig entstanden ist, aus diesem Aufenthalt Nahrung und Anregung gefunden hat, daß sich diese Stadt in einigen seiner schönsten Gedichte widerspiegelt. Und wenn wir weiterhin feststellen können, daß kein Danziger seine Werke jemals in die Hand nimmt ohne das Gefühl: Der hat auch einmal hier gelebt, durch diese engen, altersgrauen Gassen ist er gewandelt, er sah die Giebel der Häuser sich baden in dem kühlen, kalten Glanze unserer winterlichen Mondnächte, und lauschte dem Brandungsrauschen unserer Küste, wenn wir so denken dürfen und denken müssen, dann, glaube ich, können wir auch Eichendorff in mehr als einem Sinne als einen Danziger Dichter bezeichnen.

Das Leben eines Menschen zu betrachten, der so restlos in seinem Werk aufgegangen ist, wie wir dies gerade bei Eichendorff behaupten möchten, ein solches Unterfangen ist immer nur von sehr bedingtem Wert. Dennoch erscheint es verständlich, wenn breite Kreise den Wunsch hegen, einiges von dem Menschen zu wissen, der hinter dem Werke steht. Und so seien auch hier einige kurze Daten genannt, während gleichzeitig der Versuch gemacht wird, mit wenigen sparsamen, flüchtigen Strichen das Schaffen Eichendorffs zu umreißen.

In der schlesischen Grenzmark, wo von jeher die slawischen und germanischen Rassegegensätze blutig zusammentrafen, auf dem Schlosse Lubowitz, wurde Joseph von Eichendorff am 10. März 1788 als Sohn des einem jahrhundertealten Geschlecht entstammenden Gutsbesitzers Adolf von Eichendorff geboren. In dem

Boden dieser seiner Heimat, der er die glücklichen Jahre seiner frühesten Jugend verdankte, wurzeln alle Kräfte, Wünsche und Sehnsüchte seines späteren Lebens, wie denn — so sagte er selbst später einmal als gereifter Mann — keinen Dichter seine Heimat jemals losläßt. Dreizehnjährig, kam er 1801 mit seinem Bruder Wilhelm nach Breslau, dessen Gymnasium er bis zum Jahre 1805 besuchte, um diese Bildungsstätte nach der Erlangung der Reife mit den Universitäten Halle und Heidelberg zu vertauschen. Zwischen Halle und Heidelberg lag eine kurze, jubelndfrohe Ferienzeit, deren Ausklang verdüstert wurde durch den jähen, unerwarteten Zusammenbruch des preußischen Heeres bei Jena und Auerstädt. Hier, in Heidelberg, mag man annehmen, in dieser Stadt der steingewordenen Romantik, unter dem Einfluß einer unbeherrschten ersten Leidenschaft und Liebe zu einem unbekannt gebliebenen Mädchen, mag sich unser Dichter, dessen literarische Neigungen freilich viel, viel früher bereits zum Durchbruch gekommen waren, erstmalig seines innersten Berufes bewußt geworden sein. Hier auch eröffnet sich ihm erstmalig, wenn auch noch bescheiden genug, der Weg in die breitere Öffentlichkeit. Natürlich waren es Gedichte — was hätte es anderes sein dürfen bei einem feurigen, jungen, sprudelnden Menschen. Nach Beendigung seiner juristischen Studien und mancherlei Reisen, die ihn bis nach Paris führten, kam Eichendorff, schon verlobt, 1809 nach Berlin, wo er in Beziehungen zu Achim von Arnim und Brentano trat, vertauschte Berlin mit Wien, lernte Friedrich Schlegel und Theodor Körner kennen,

immer bemüht, aus dem Reiche der Kunst und Dichtung Kraft und Beglückung zu holen, während gleichzeitig der väterliche Wohlstand unter dem Druck der korsischen Faust immer schneller und unabwendbarer zusammenbrach. Da kam der Befreiungskrieg, der auch ihn zu den Waffen rief, nachdem er kurz vorher seinen Jugendroman „Ahnung und Gegenwart“ beendet hatte. Es ist dies ein luftiges Spiel verträumter Poesie, nicht unbeeinflußt von Goethes „Wilhelm Meister“, dennoch bereits mit sehr bestimmtem und persönlichem Gepräge.

Erst bei dem Lützowschen, dann beim Kleistschen Korps, schließlich in einem Landwehrregiment, machte Eichendorff die Befreiungskriege mit, und der verträumte Dichter fand aus dem neuen Erlebnis heraus so markige, stahlglänzende Verse wie etwa diesen:

Wie wird es da vorne so heiter,
wie sprühet der Morgenwind,
in den Sieg, in den Tod und weiter,
bis daß wir im Himmel sind.

Es kam der Friede und mit ihm fand auch der Dichter — in einem tieferen und schöneren Sinne — die Heimat wieder. Heimat am Herzen seiner Frühverlobten, die er jetzt endlich als Frau heimführen durfte.

Jetzt endlich auch kam er zu einer praktischen Auswertung seiner Studien, zunächst als Referendar und Assessor in Breslau, dann, seit 1821 als katholischer Konsistorial- und Schulrat, bald darauf Regierungsrat, in Danzig. Hier fand er einen neuen, mit mancherlei

beruflichen Schwierigkeiten verbundenen, aber doch überaus glücklichen und segensreichen Wirkungskreis unter dem Oberpräsidenten Heinrich Theodor von Schön, einem der bedeutendsten Staatsmänner, welche Preußen je gehabt hat, einem stolzen, freimütigen Manne von fast genialer Schöpferkraft. Schön hatte zwar damals, da Ostpreußen und Westpreußen noch einen gemeinsamen Verwaltungsbezirk bildeten, seinen Wohnsitz in Königsberg, doch führten ihn seine Verwaltungsgeschäfte oft genug nach Danzig, um mit Eichendorff vielfach in persönliche Berührung treten zu können. Letzterem wurde dieser hohe Vorgesetzte bald zu einem Freund, und ihre gemeinsame, allen Ostmärkern unvergeßliche Arbeit an dem Wiederaufbau der Marienburg, diesem Westminster der Preußen, tat ein übriges, das zwischen beiden geknüpfte Band zu festigen und zu stärken.

Es hat einen eigentümlichen Reiz, nachzuforschen, welchen Einfluß das Stadtbild des alten Danzig auf Eichendorff und seine künstlerische Tätigkeit gehabt hat und haben mußte. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß Eichendorff mit sehr starken Gefühlsbanden an Danzig gefesselt war und bis in sein spätes Alter mit besonderer Liebe an diese Zeit zurückdachte. Dafür finden sich nicht nur mancherlei Anzeichen in seinen Schriften, das beweist auch seine spätere vorübergehende Rückkehr nach Danzig, wo eine seiner Töchter verheiratet war. Sicher ist einer der Gründe dieser Anhänglichkeit in dem befriedigenden Arbeitsverhältnis und den engen Beziehungen des Dichters zu dem Ober-

präsidenten von Schön zu suchen. Der Hauptgrund muß aber in Eichendorffs seelischer Einstellung gesucht werden. Wenn wir Eichendorff als einen Romantiker bezeichneten, so kennzeichnen wir damit gleichzeitig auch die ganze Verträumtheit, Weichheit und Gefühlsseligkeit dieses Dichters. Diese seine Charakterveranlagung mußte in dem damaligen Danzig auf den denkbar günstigsten und fruchtbarsten Boden stoßen. Hier war eine Stadt, die wie ein Stück Mittelalter hineinragte in das bewegte Leben des neunzehnten Jahrhunderts, die seit fünfzig Jahren keinerlei Entwicklung mehr gesehen hatte, die unter dem Druck all der politischen Nöte und Wirren dieser Jahrzehnte aufgehört hatte zu blühen und zu wachsen. Viele Reisende, die in jener Zeit aus dem einen oder dem anderen Grunde in Danzig Aufenthalt nahmen, haben sich über den Mangel an Bewegung, an Regsamkeit und Fülle beklagt und darunter gelitten. Für Eichendorff aber war gerade die scheinbare Zweck- und Nutzlosigkeit dieses Lebens, die Stille, die Verträumtheit und Versonnenheit der alten Stadt das Gegebene, es war die Landschaft, die seinem Wesen entsprach und seinen Träumen neue Nahrung gab.

In dieser ernsten, alten und verträumten Stadt, die sich aus den Wirrnissen zahlloser Kämpfe, aus alter Hanseatenherrlichkeit zu einem der schönsten Städtebilder des nördlichen Deutschland entwickelt hatte, fand der Dichter zu seinen süddeutschen Motiven einen neuen Ton, und noch in späten Jahren (1842) gedenkt er Danzigs mit diesen Strophen:

„Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln seh'n,
bleiche Statuen wie Gespenster
lautlos an den Türen steh'n.

Träumerisch der Mond drauf scheinet,
dem die Stadt gar wohlgefällt,
als läg' zauberhaft versteinet
drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen,
über alle Häuser weit,
nur des Meeres fernes Rauschen —
wunderbare Einsamkeit!

Und der Türmer wie vor Jahren
singet ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren,
der bei Nacht vorüberzieht!"

Hier aber auch, auf dem Landsitz Silberhammer, entstand jene Prosadichtung „Aus dem Leben eines Taugenichts", die genügen würde, ihn unsterblich zu machen, selbst wenn er keine Verse geschrieben hätte; diese wunderlich-verträumte Erzählung, wie vielen von uns ist sie zu einer leuchtenden, süßen, nie verblassenden Jugenderinnerung geworden! Zu weit würde es führen, noch über das spätere Leben Eichendorffs eingehender zu berichten, über seine Tätigkeit in Königsberg, seine Versetzung nach Berlin und seinen letzten Lebensabend, der durch den Tod seiner Gattin noch einmal eine schwere Erschütterung erfuhr; als Geheimer Regierungsrat ist Eichendorff am 26. November 1857 in Neisse verstorben, nachdem er sich schon vorher der Bürde des ihm allmählich unlieb gewordenen Amtes entledigt hatte. Und zwischen diesen 69 Jahren seiner irdischen Wanderung rundet sich ein Menschenleben, über dessen poetische Ausstrahlungen zum Schluß noch einige zusammenhängende Worte gesagt seien.

Wenn wir heute feststellen können, daß Eichendorff eine Volkstümlichkeit besitzt, wie sie nur wenigen deutschen Dichtern zuteil geworden ist, so bedeutet dies doch, daß er mit seinem Schaffen eine Saite unseres Volkstums zu berühren versteht, die fast bei allen Deutschen durch diese Berührung irgendwie zum Mitklingen angeregt wird. Dieses offenbart sich nicht so sehr in seinen Novellen, wie „Die Glücksritter", „Das Schloß Dürande", „Das Marmorbild", als vor allem in seiner Lyrik. Sie ist der klarste und eben darum auch überzeugendste Ausdruck der dahinter stehenden Persönlichkeit. Dieser Persönlichkeit, der es in fast goethischer Art gelang, eine so wunderbare Zusammensetzung aus dem schwer arbeitenden, verantwortungsbeladenen Beamten und dem träumerischen Nichtstuer zu schaffen. Eben durch die Schlichtheit der Motive, durch den oft lässigen, zwanglosen Aufbau der Verse schmeichelten sich die Lieder Eichendorffs in die Seelen aller Hörer ein; aus einer über das Ich hinausflutenden Verworrenheit des Gefühls schlagen sie auch an das Gefühl des Volkes, an das ursprüngliche, einfachste, unkomplizierte Empfindungsleben jedes einzelnen. Darum schreien sie förmlich nach Vertonung und nur darum reizen sie immer wieder zur Nachahmung. Und es läßt sich denken, daß Eichendorffs

Verse noch nach Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden, gesungen werden, daß irgendein süßes, holdes Mädchen, irgendein einsamer Wanderer sie in die Sommernacht hinausklagt, während sein Name selbst längst, längst verrauscht und verschollen ist. Jhm, von dem man, mit leichter Abwandlung einer Strophe Münchhausens, sagen könnte: „Er wird uns lebendiger, je länger er tot ist", hat Alfred Kerr diese Verse gewidmet:

Du bist der Wald. Das Morgenweben.
Du bist der Abend, der verglüht.
Du bist ein Glück aus unsrem Leben.
Ein Ton aus unsrem schönsten Lied.
Du bist des Märchens Glast und Flimmer.
Der letzte Schein in Moor und Torf.
Du bist der blaue Mondenschimmer.
Du bist der Schlesier Eichendorff.

R o b e r t   R e i n i c k

Wenn wir versuchen wollten festzustellen, welcher Art die Verfasser derjenigen Gedichte sind, die am häufigsten vertont wurden, die am meisten gesungen werden und sich dem Empfindungsleben des Volkes am innigsten eingeschmeichelt haben, so würden wir, von den Volksliedern, deren Verfasser unbekannt geblieben sind, abgesehen, die seltsame Erfahrung machen, daß es im allgemeinen nicht unsere Größten sind, deren Lieder von Tausenden junger und alter Menschen täglich und stündlich gesungen, gesummt oder gespielt werden. Vielleicht liegt dies daran, daß nicht Größe und Erhabenheit und Tiefe des Ausdrucks, sondern Schlichtheit, Zartheit und Jnnigkeit die wesentlichen Merkmale eines solchen Liedes ausmachen. Von Schiller, der seiner ganzen Veranlagung nach herber und kälter, dem Gemütvollen ferner war, ist kaum ein Gedicht auf dem Umwege über die Musik in das Volk gedrungen, während Dichter von weit geringerer Begabung sich unter allen Freunden des Gesangs einer bleibenden und aufrichtigen Beliebtheit erfreuen. Das sahen wir bereits an Joseph von Eichendorff, das erleben wir zum zweiten Male — wenn auch in geringerem Umfange — an einem anderen Danziger, dem Malerpoeten Robert Reinick, der als Kinderdichter bekannt ist und darüber hinaus einige schöne, bunte

Lieder schrieb, denen man ein langes Leben wird prophezeien können. Reinick ist vielleicht das liebenswürdigste Talent seiner östlichen Heimat, und wenn auch seine künstlerische Bedeutung mancherlei Kritik verdient, wenn auch vieles von dem, was er schuf, berechtigte Anfechtungen erdulden muß, wenn er auch kein für die Ewigkeit Schaffender war — die Liebe, die ihm von seiner Generation in reichem Maße zuteil wurde, wird auch die Nachwelt ihm nicht versagen dürfen.

Klar und sonnig wie seine Kunst, so war auch das kurze, allzu kurze Leben des Dichters. Freilich, seine früheste Jugend — er ist am 22. Februar 1805 in dem Hause Brotbänkengasse 45 geboren — war überschattet von den Kriegswolken, die damals über ganz Deutschland zogen. Das Bombardement Danzigs und der Speicherbrand 1813 prägten sich in seiner Erinnerung als unvergeßliches Erlebnis ein, früh verlor er seine Mutter, als sechzehnjähriger Knabe bereits seinen Vater. Und doch — das glückliche Gleichgewicht seiner Seele, seine Widerstandskraft gegen alle derartigen Schicksalsschläge, seine freudige Lebensbejahung und kindliche Gläubigkeit erlitten hierdurch keine Einbuße. Früh meldete sich bei ihm seine besondere Gabe, Gelegenheitsgedichte und kleinere Zeichnungen schienen ihm den Weg für die Zukunft und die Berufswahl anzudeuten.

Seltsamerweise fühlte sich Reinick überwiegend als Maler, während er der weit stärkeren und viel ausgesprocheneren lyrischen Begabung eine geringe Be-

achtung schenkte. Uns aber gilt und muß er gelten als ein rein lyrisches Talent, dessen Betätigung als Maler über die Durchschnittsleistungen eines guten Dilettanten kaum hinausragte. Im Jahre 1825, als Zwanzigjähriger also, kam unser Dichter nach Berlin, lernte dort Adalbert von Chamisso kennen, trat zwei Jahre später in das Atelier von Begas als Malschüler ein und begann bald jenes fröhlich-unstete Wanderleben, das ihn singend, dichtend und malend durch die schönsten Gaue des deutschen Vaterlandes führte, das ihn nach Düsseldorf und bis an den Rhein brachte, dessen landschaftliche Schönheit einen tiefen Eindruck auf ihn machte, dessen herben, duftenden Wein der lebensfrohe Künstler zu besingen niemals müde wurde. Zwischen 1830 und 1840 war Reinick zweimal in seiner Vaterstadt Danzig. Als er von einer Italienreise, die er im Jahre 1841 antrat, zum dritten Male nach Danzig zurückkehrte, führte er (1844) seine jugendliche Nichte Marie als Gattin heim. Mit ihr siedelte der Dichter nach seiner südlicheren Wahlheimat Dresden über, wo der schon lange Kränkelnde, den seit Jahren ein hartnäckiges Augenleiden quälte, im Jahre 1852 als kaum Siebenundvierzigjähriger lächelnd und schmerzlos in eine andere Form des Daseins einging.

Anspruchslos, bescheiden, gütig und klar wie sein Leben, war auch Robert Reinicks Kunst. Da ist nichts Erhabenes, nichts Erschütterndes und Ergreifendes, und dennoch — wer möchte sich dem sanften, zwingenden Zauber eines so hoffnungsvollen, sonnenfrohen Liedes entziehen, wie etwa des folgenden:

Juchhe!

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein;
Sie heben ihr leicht Gefieder
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen;
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel
Und die Wolken, die drüber geh'n.

Und Sänger und Maler wissen es
Und es wissen's viel andere Leut';
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer es nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!

Oder wer hat nicht einmal bei froher Wanderfahrt im Mai das andere in die Welt hinausgejubelt:

Wohin mit der Freud'!

Ach, du klarblauer Himmel,
und wie schön bist du heut'!
Möcht' ans Herz gleich dich drücken
vor Jubel und Freud'.
Aber 's geht doch nicht an,
und du bist mir zu weit . . .
Und mit all meiner Freud'
was fang ich doch an?

Ach, du lichtgrüne Welt,
und wie strahlst du voll Lust!
Und ich möcht' mich gleich werfen
dir vor Lieb' an die Brust.
Aber 's geht doch nicht an,
und das ist ja mein Leid.
Und mit all meiner Freud'
was fang ich doch an?

Und da sah ich mein Lieb
unterm Lindenbaum steh'n,
war so klar wie der Himmel,
wie die Erde so schön.
Und wir küßten uns beid',
und wir sangen vor Lust,
und da hab' ich gewußt,
wohin mit der Freud'.

Trotzdem liegt die besondere Bedeutung unseres Landsmannes nicht in diesen Liedern. Es scheint die schmerzlich-süße Eigenart unserer Natur zu sein, daß wir unser Herz gerade an die Dinge hängen müssen, deren Besitz uns für ewig verschlossen bleibt. Und so hat auch Robert Reinick trotz — oder vielleicht wegen — seiner Kinderlosigkeit sein liebendes Herz mehr und mehr unserer Jugend, unseren Kleinen und Kleinsten, zugewandt, hat, selbst kindlichen Gemüts, der gesamten deutschen Jugend geschenkt, was eigenen Kindern zu schenken ihm versagt war. Fast den ganzen reichen Ertrag eines noch nicht fünfzigjährigen Lebens, angefangen mit den „Liedern und Fabeln für die Jugend" und dem „Abcbuch für große und kleine Kinder" bis zur

„Wurzelprinzessin" und dem „Deutschen Jugendkalender" gab er ihnen als Angebinde auf den Weg und trug so für seinen Teil dazu bei, unser aller Jugend zu erheitern und zu erhellen.

Seine Märchen freilich hätten es nicht vermocht, ihn uns lieb und vertraut zu machen. Hier ist Reinick allzusehr Moralprediger, und dafür hat gerade ein Kind sehr bald das richtige Auge und Verständnis, es „merkt die Absicht und es wird verstimmt". Glitt hier Robert Reinick oft genug am Ziele vorbei, so doch noch häufiger hinsichtlich der Sprache, die der natürlichen Voraussetzung des Märchens, eine bestimmte Stimmung bis zum Schlusse durchzuhalten, nicht gewachsen, die außerdem viel zu häufig matt und farblos war und der darum das Überzeugende einer über alle Realität hinausgreifenden inneren Wahrhaftigkeit fehlte.

Unübertreffliches jedoch leistete er in seinen Kinderreimen und Kinderliedern. Dem Leben der Kinder und ihrer Freunde, der Haustiere, entnahm er seine Bilder und Gleichnisse, an sie wandte er sich mit seinen Versen, und, wohl bewußt, daß dem Kinde reine Lyrik nicht zugänglich ist, vermeidet er, selbst aller Gedankenlyrik fernstehend, hier sorgfältig alles Moralisierende, stellt im Gegenteil, wie Kinder es tun, alles aufs Spielerische. Von seinen mehr erzählenden Gedichten gehören einige, wie „Versuchung" und „Vom schlafenden Apfel" zum Schönsten, was er je geschaffen, und vermögen wohl, uns noch heute in stiller Stunde jene Stimmung vorzutäuschen, die uns beseelte, da wir vor

langen, langen Jahren, selbst noch Kinder, uns zuerst an diesen Köstlichkeiten erfreuten.

Treu und wahr, allem Verwickelten, allem Trüben und Dunkeln abhold, lichtfroh und lichtgläubig, ernst bei aller versonnenen Fröhlichkeit, gerade und ehrlich, so war Robert Reinick als Mensch, so wollte er auch die heranwachsende Jugend sehen, der er diesen Rat auf den Lebensweg mitgab:

Deutscher Rat.

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n.
Von alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer,
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr!

Johannes Trojan

Hast Du das Deine recht getan,
was gehn Dich der Leute Reden an?

Wer für alles gleich Dank begehrt,
der ist selten des Dankes wert.

Laß sie nur spotten, laß sie nur schelten!
Was von Gold ist, das wird schon gelten.

Es führt ein gerader Weg von Robert Reinick, dem Maler und Kinderdichter, zu Johannes Trojan, dem Kinderdichter, dem Naturfreunde, dem Satiriker und Humoristen. Ein Weg, der nicht nur in der äußerlichen Ausstrahlung ihres Lebens, in ihrem Lebenswerk, sondern auch hinsichtlich der Persönlichkeit dieser beiden Kinder Danzigs zu mannigfaltigen Vergleichen herausfordert. Bescheidenheit und Güte, warmherzige Anteilnahme an der Mitwelt, Liebe zum Kleinen und Kleinsten, zu den Kindern und zur Natur, Gläubigkeit, Treue und ein nie versiegender Optimismus, Sinn für harmlose Fröhlichkeit und echten, deutschen Humor, das sind die hervorragendsten, beide auszeichnenden Charakterzüge. Beide gewiß keine Genies, aber doch in dem bescheidenen Rahmen des ihnen mitgegebenen Talents echte Dichter, welche die Grenzen ihrer Befähigung sehr wohl kannten, mit dem anvertrauten Pfunde wucherten und sich, besonders im Herzen der Kinder, ein Denkmal setzten, das, wie wir hoffen dürfen, nicht allzu bald und allzu rasch vergehen wird.

Von allen bisher gewürdigten Persönlichkeiten ist Trojan der zeitlich uns am nächsten Stehende. Noch nicht zehn Jahre ist es her, daß er (am 20. November 1915) seine frohen, hellen Augen, die er nach seinem eigenen Ausdruck zeitlebens weit, weit offen zu halten pflegte, für immer schloß. Groß ist noch der Kreis derjenigen Menschen, die den Lebenden kannten, größer die Zahl derjenigen, die, ohne ihn zu kennen, aus seinen Werken, seinen zarten, kleinen Gedichten, seinen feinsinnigen, harmlosen Plaudereien und Skizzen, seinen humordurchtränkten Satiren, die niemals bitter und giftig, niemals verletzend und roh waren, Freude und Anregung schöpfen.

Geradlinig, klar und harmonisch wie sein Schaffen, war auch das Leben unseres Dichters; gewiß, auch ihm sind Schicksalsschläge nicht erspart geblieben, doch die wenigen dunklen Wolken, die sein Leben zuweilen überschatteten, vermögen nicht den Gesamteindruck eines warmen, übersonnten Erdenwanderns zu zerstören.

In dem Hause Hundegasse 101 in Danzig erblickte Johannes Trojan am 14. August 1837 das Licht dieser krummen Erde, zusammen mit einer Zwillingsschwester Johanna, der er bis zum Ende ihres kurzen Lebens — sie starb mit 26 Jahren an der Schwindsucht — innigste Liebe und Zuneigung bewahrt hat. Trojans Vater, ursprünglich ein begüterter, wohlhabender Getreidekaufmann, geriet wenige Jahre nach der Geburt des Dichters infolge der damals häufigen wirtschaftlichen Krisen in Schwierigkeiten, die ihn nötigten, sein schönes Haus zu verkaufen und in einem anderen Grundstück derselben Straße, nahe der Mottlau, eine

Mietwohnung zu beziehen. Früh auch verlor Johannes Trojan seine Mutter, doch ließ der Vater seine verwaisten Kinder nicht spüren, welche Sorgen, welche Trauer um den Verlust der Heimgegangenen ihn drückten. Und aus all seinen Schriften, soweit sie seine Kindheit andeuten oder berühren, spiegelt sich uns des Dichters harmlos-glückliche Jugendzeit und Kindheit wider.

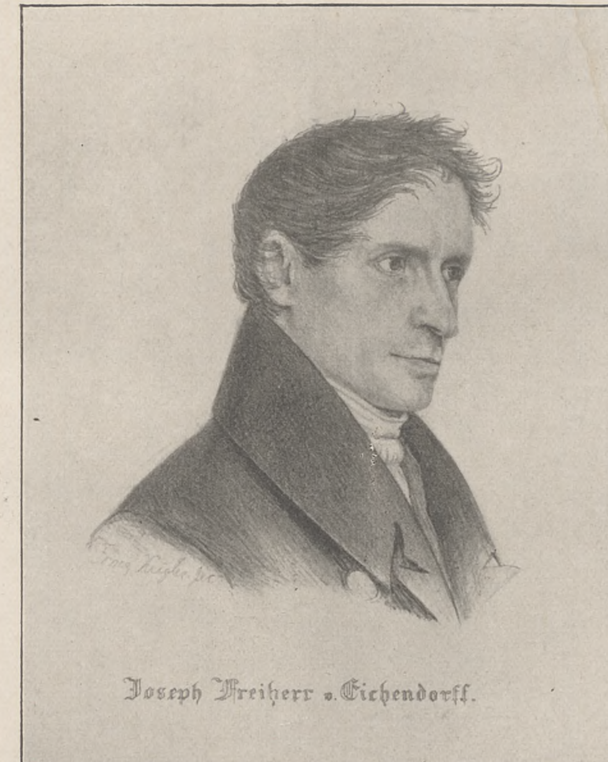
Als Johannes Trojan das Städtische Gymnasium mit dem Zeugnis der Reife verließ, begab er sich zunächst nach Göttingen, um hier seine ursprüngliche Absicht, Medizin zu studieren, zu verwirklichen. Viel Idealismus, der Wunsch, zu helfen und die leidende Menschheit von den sie heimsuchenden Krankheiten zu erlösen, mochte bei der Auswahl gerade dieses Berufes erheblich, vielleicht bestimmend mitgewirkt haben. Aber stärker als diese Erwägungen war schließlich die angeborene, sich immer lebhafter ans Licht drängende dichterische Neigung und Begabung, die ihn zunächst veranlaßte, in Bonn und Berlin das Studium der Medizin mit dem der deutschen Sprache und Literatur zu vertauschen. Doch auch hier erkannte Trojan bald, daß das trockene Studium der Germanistik nicht ohne befruchtend auf seine ursprüngliche Begabung sei — eine Erfahrung, die vor ihm schon ein Ludwig Uhland hat machen müssen —, und so faßte er sich Mut, hängte das Brotstudium endgültig an den Nagel und wurde — Journalist! Man muß es für einen besonderen Glückszufall im Leben dieses unter freundlichen Sternen geborenen Menschen erachten, daß ihm die zermürbende Tretmühle der Tagespresse erspart

blieb, daß es ihm vielmehr in jungen Jahren gelang — er war damals noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt —, als Redakteur bei der politisch-satirischen Wochenschrift „Kladderadatsch" anzukommen, bei der er fast fünfzig Jahre, und annähernd die Hälfte dieser Zeit als Chefredakteur, tätig war. Hier fand die eine Seite seiner angeborenen Begabung, der Sinn für launige Satire und humorvolle Betrachtung der Zeitumstände, ein breites, unerschöpfliches Betätigungsfeld, dem wir viele seiner frohesten, unterhaltsamsten Gedichte, aber auch manche unter der Maske des Scherzes verborgenen ernsthaften Ermahnungen verdanken. Denn Johannes Trojans Leben war durchleuchtet von einer glühenden, heißen Vaterlandsliebe, und mit bedenklichen Blicken verfolgte dieser große Bismarckverehrer den Weg, den die deutsche Politik unter dem letzten deutschen Kaiser einzuschlagen begann.

Es war nur naturgemäß, daß Trojan, der zweimal geheiratet hatte — durch seine zweite Ehe mit Klara Bartsch wurde er, wie er sich auszudrücken beliebte, ein „angeheirateter Meckelnburger" —, zu dem acht Kinder Vater sagten, in der Beschäftigung mit der Seele seiner Kinder, der Seele des Kindes überhaupt, neue Anregungen für sein Schaffen fand. Seine an sich sonnige, hoffnungsfrohe und unverwüstliche Gemütsveranlagung, die Fähigkeit, auch bei schlimmen Dingen noch eine angenehme Seite zu entdecken, sein gefälliger, anspruchsloser Humor wirkten mit, ihn in dieser Richtung, d. h. als Kinderdichter, besonders zu fördern. Hier hat er seelisch und künstlerisch eine Entwickelung eingeschlagen, die derjenigen eines Robert

Reinick fast parallel läuft und die, in einer Beziehung verständlich, beinahe naturnotwendig, in einer anderen erstaunlich und eigenartig erscheinen muß; denn es darf nicht vergessen werden, daß Trojan aus Norddeutschland stammte, daß seine Wiege in einer Landschaft lag, deren Bewohnerschaft sich fast auszeichnete durch einen Mangel an Gemüt — an Herz, wenn man will — die sich mit der Welt und ihren Unzulänglichkeiten weit mehr vermittelst des klaren, kalten, zielbewußten Willens, der nüchternen Vernunft, als mit Hilfe des Gemüts auseinanderzusetzen versuchte. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus mutet Trojan zuweilen wie eine seltsame, exotische Blume an, die aus einem milderen Klima unter unseren nordisch dunklen, nebeligen Himmel verpflanzt worden ist. Auf alle Fälle war Trojan seiner ganzen Veranlagung nach von einer süddeutschen Heiterkeit und Leichtblütigkeit, und in die Reihe eines Kant, eines Schopenhauer läßt er sich nicht hineinbringen. Vielleicht würde eine eingehendere Durchforschung der Trojanschen Familiengeschichte einige Rückschlüsse ermöglichen, von welcher Seite seiner Vorfahren aus dieser Schuß Champagner in sein schweres, norddeutsches Blut gekommen ist; uns genüge einstweilen die Feststellung dessen, was wir an Trojan haben und besitzen, den wir doch gerade so lieben, wie er ist, den wir auch durchaus nicht anders haben möchten.

Liebe zum Kinde und Liebe zur Natur entstammen derselben Wurzel. Der Mann, der stundenlang mit den Kleinen herumtollen und spielen, ihnen wunderschöne Märchen erzählen, köstliche Verse dichten konnte,



Joseph Freiherr v. Eichendorff

1788—1857

64c

war fähig, vor einer neuen und seltenen Blume in einen Taumel der Begeisterung zu geraten, die Schönheit einer blütenübersäten Wiese wie einen Gottesdienst zu empfinden. Etwas freilich will gar nicht so recht in das Bild des farbenfrohen Naturfreundes hineinpassen — daß er die Blumen, die er so sehr liebte, trocknete und preßte und, wohlgruppiert, geordnet und beschrieben, in dickbäuchigen Herbarien mit sich herumschleppte. Nicht, als ob nun behauptet werden sollte, daß jedes Pflücken, jedes Töten einer Blume an sich verwerflich wäre — nur bleibt es eine seltsame Vorstellung, daß ein Dichter, ein Künstler also, noch Freude haben kann an dem farb- und duftlosen Überrest dessen, was er lebend so liebte. Das Veilchen, dessen Duft uns alle Süßigkeit des deutschen Frühlings versinnbildlicht, ist gepreßt und sozusagen mumifiziert doch nur ein höchst klägliches Abbild seiner ehemaligen Schönheit. Hier, gerade in diesem Punkte, bricht eben doch — bei aller Liebe zu dem Menschen und Dichter Trojan muß es gesagt werden — das durch, was wie eine wertlose Schlacke das lautere Gold seiner Seele verhüllte, was ihn hinderte, ein Großer zu werden, was seine Wirksamkeit und seine Bedeutung in so enge Grenzen spannt: das urdeutsche, ewige Philistertum. Trojan der Philister! Eine Feststellung — kein Angriff; etwas, worüber noch zu sprechen sein wird.

Und noch einmal zurück zu dem Lebensgange des Dichters. In den ruhig dahingleitenden Strom brachte es eine gewisse Erregung und Unruhe hinein, als Trojan 1898 wegen eines Preßvergehens, das ihm zwar nicht zur Last fiel, das er jedoch als verantwort-

licher Redakteur mit seinem Namen und seiner Person decken mußte, zu zwei Monaten Festung verurteilt wurde. Er verbrachte die Haft in Weichselmünde, sah also unfreiwillig seine Vaterstadt wieder, die er die langen Jahre vorher nur zwei- oder dreimal aufgesucht hatte, ohne doch den inneren Zusammenhang mit ihr zu verlieren, ohne jemals die Nabelschnur zu zerreißen, die ihn mit dem Lande seiner glückhaften Jugend verband. Wir wissen, daß sich Trojan sehr schwer in Berlin eingebürgert hat, und wir dürfen aus der Weichheit seines Gemütes den Schluß ziehen, daß nur harte Arbeit und der Frieden der Häuslichkeit ihn über das Heimweh nach Danzigs Gassen, nach der Ostsee und dem grünen Wälderkranz seiner Heimat hinwegbrachten. Der unfreiwillige Aufenthalt in Weichselmünde zeitigte im übrigen eine erfreuliche Frucht, das reizende Büchlein „Zwei Monat Festung", das zweifellos jedem Leser eine besondere Freude bereiten wird, wenn er eben nicht auf den völlig abwegigen Gedanken kommt, es mit Reuters „Ut mine Festungstid" zu vergleichen.

Im Jahre 1909 sagte der Dichter, nun schon ein Zweiundsiebziger, seiner Redaktionstätigkeit Lebewohl und siedelte nach Warnemünde über; immer noch rüstig und aufnahmefähig — hatte er doch im Laufe der letzten neun Jahre sogar zwei Reisen über den Atlantischen Ozean gewagt, um seiner in Kanada verheirateten Tochter einen Besuch abzustatten — lebte er hier und zuletzt in Rostock ein umfriedetes Patriarchenleben, bis ihm im zweiten Winter des großen Krieges, der Tod die Augen für immer schloß.

Druck von A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig.



Johannes Trojan

1837—1915

Reich, wenn auch nicht überwältigend groß ist das Lebenswerk, das Trojan den Nachlebenden hinterlassen hat. Zahlreich die Gedichte ernsten und heiteren oder gar satirischen Inhalts, die ergänzt werden durch seine oft halb biographischen Plaudereien: „Von drinnen und draußen“, „Aus dem Leben“, „Von Strand und Heide“ und anderen, durch seine Humoresken, von denen nur „Das Wustrower Königsschießen“ als bestes erwähnt sei. Doch liegt die Wertung eines Dichters oder Künstlers nicht in der Menge des von ihm Geschaffenen beschlossen. Und so obliegt uns, die wir den Dichter lieben, dennoch die Aufgabe, kritisch zu würdigen und zu sichten und uns zu fragen: Was hat Bestand, und worin liegt Trojans Bedeutung?

Und in diesem Zusammenhange kommen wir notgedrungen nochmals auf das früher Gesagte zurück. Alle Verehrung und alle Liebe zu dem Dichter, der doch einer der Unsrigen war, kann und darf uns nicht abhalten einzugestehen: Ein Großer im Reiche der Geister war Trojan nicht! Kein Gewaltiger, kein Neuerer, kein Stürmer und Prophet. Niemals ist ihm der Herr im brennenden Busch, niemals im Sturmesrauschen erschienen, niemals hat er die Strömungen seiner Zeit in neue Formen gegossen, nie den Pulsschlag des Lebens seiner Epoche erfühlt und erlauscht. Sturm und Drang hat er nie mit zwingender Faust zu gestalten gewußt, hat sie auch nie bändigen müssen. Alles Aufwühlende, Flammende, im Zerstören Schaffende war seinem Wesen völlig fremd. Vielleicht weil es seinem Leben so fremd war, weil ihm nie ein

Glaube zerbrochen, eine Sicherheit zerstört worden, weil er nie in die Tiefen der Verzweiflung, der fäusteballenden Ohnmacht, des zähneknirschenden Hasses hineingestürzt worden ist. Ein schlichter, im Sonnenlicht dahinplätschernder Bach, so war sein Leben, ähnlich seine Kunst. Philister also in beidem — wiederum: nicht im üblen, boshaften Sinne sei dies gesagt. Niemals war Trojan hungrig, nicht einmal hungrig nach Schönheit in jener rührenden und gleichzeitig erschütternden Art, wie es ein van Gogh war, der einen Monat hindurch zu hungern vermochte, wenn er sich mit dem ersparten Geld eine jener japanischen Tuschzeichnungen kaufen konnte, die er so sehr liebte. — Man hat zuweilen, freilich nur von seiten derjenigen Menschen aus, die Trojan aus irgendeinem Grunde, sei es Freundschaft, sei es Gleichheit der Heimat, nahe standen, versucht, den Dichter mit einem Raabe, einem Reuter, ja, mit einem Wilhelm Busch zu vergleichen. Sehr zu Ungunsten Trojans selbst, denn gerade ein solcher Vergleich verdeutlicht seine Schwächen, besser gesagt, seine Mängel. Das Vergleichsmoment ist eben ein durchaus äußerliches: man versteift sich darauf zu behaupten, daß Trojan wie Busch, wie Reuter, wie Raabe, Vertreter des echten deutschen Humors sei. Aber man vergißt dabei, daß es verschiedene Arten von Humor gibt, daß das Lächeln unter Tränen, mit dem Busch uns beschenkt, daß der bittere Humor eines Reuter, dieses Gleichgewichtsuchen eines zerquälten und gefolterten Menschenherzens, daß das wissende, und ach so schmerzliche Lächeln Wilhelm Raabes mit

dem gesättigten Humor Trojans wenig genug zu tun haben.

Doch hat sich Trojan selbst gekennzeichnet durch die Freunde, denen er sich verband, und tatsächlich gehört er in die Reihe der Heinrich Seidel und Julius Stinde, der humoristischen Dichter, bei denen man sich so gern verweilt, wenn man einmal harmlos lachen will. Trojan erschüttert nicht und erregt nicht, aber er tut eines, wofür wir ihm dankbar sein müssen immerdar: er macht dunkle Stunden hell, er gießt Sonne in die finsteren Winkel unserer Herzen, und — und dies ist unseres Erachtens das Bedeutsamste an ihm — er weiß die Kinder lachen zu machen und lehrt uns, daß es auch außerhalb des bunten Getriebes der Welt ein Glück gibt, das Glück des umfriedeten Heims, die Welt der Kleinen und Kleinsten. Und so leitet er uns mit gütig-warmer Hand dorthin zurück, wo wir alle einmal unbedenklich froh sein durften: in das Land der Kindheit, der Jugend.

Paul Scheerbart

So nehm' ich denn die Finsternis
und balle sie zusammen,
und werfe sie so weit ich kann,
bis in die großen Flammen,
die ich noch nicht gesehen habe,
und die doch da sind irgendwo,
lichterloh!!

Scheerbart: Katerpoesie

Der „blödsinnigste aller Symbolisten" so nennt Adolf Bartels in völliger Verkennung seiner Eigenart den Dichter Paul Scheerbart, der am 8. Januar 1863 in Danzig das Licht dieser schlimmsten aller Welten erblickte. Zufällig in Danzig und zufällig auf dieser Erde, denn eigentlich war er im eisigen Weltenraum, zwischen Sonnen und Fixsternen heimisch. Daß Bartels ein derart hartes und schroffes Urteil über Scheerbart fällen konnte, beweist nur, daß er nicht vermochte, sich in das geistige Leben, in die Ideenwelt eines abseits stehenden und seine besonderen Wege wandelnden Dichters hineinzuleben. Eines Dichters, der mit unermüdlicher Schaffenskraft seine phantastischen, manchmal zügellosen, immer aber von tiefen und klugen Gedanken durchblitzten Werke von sich schleuderte, Bücher, die kaum jemals über die erste Auflage hinwegkamen und die doch wert sind, nachdenklich gelesen und genossen zu werden, denn sie sind alles andere und unendlich mehr als bloß schlichte, seichte Unterhaltungsliteratur.

Warum Scheerbart nicht nur im allgemeinen, sondern auch in seiner engeren Heimat in Danzig, so wenig bekannt, sozusagen völlig unbekannt geblieben ist, dieser Frage werden wir bei der Würdigung seines Schaffens näher treten. Tatsache ist, daß seine Bücher nur selten gelesen werden, daß von dem Leben des Dichters kaum einer etwas weiß. Dennoch hätten gerade die Danziger Veranlassung genug, seiner zu gedenken, denn ein eigenartigeres Talent ist auf dem Boden dieser Stadt kaum jemals gewachsen.

Scheerbart stammte als Sohn eines Danziger Zimmermanns aus bescheidenen, kleinbürgerlichen Verhältnissen. Auf seine früheste Entwickelung gewann die sehr religiöse, vielleicht etwas bigotte Mutter einen starken Einfluß, so daß sich der Sohn anfänglich entschloß, Missionar zu werden. Der Wunsch, in fremde, ferne Länder zu kommen, seltsame und unerhörte Dinge zu sehen und neue Sensationen zu erleben, wie sie es in einem zivilisierten und überkultivierten Erdteil nicht mehr möglich waren, mochte bei diesem Plan Pate gestanden haben. Aber die spätere Beschäftigung mit der Philosophie machte ihn seinen früheren Plänen abspenstig, und seit dem Jahre 1884 widmete er sich gänzlich schriftstellerischer Betätigung, führte drei Jahre hindurch in Leipzig, Halle, Wien und München ein unruhiges, nomadenhaftes Literatenleben, bildete sich autodidaktisch besonders auf philosophischem Gebiete weiter, um schließlich, als Vierundzwanzigjähriger, sich dauernd in Berlin niederzulassen. Hier gründete er 1892 den Verlag deutscher Phantasten, in dem er lange Zeit die Stelle eines Bürochefs bekleidete.

Hier auch entstanden nacheinander jene Werke mit den seltsamen Titeln, die ihn zu einer besonderen und eigenartigen Figur im Gebiete der neueren deutschen Literatur gemacht haben, Werke wie: „Das Paradies, die Heimat der Kunst“ (1889), „Ja, was möchten wir nicht alles!“ (1893), „Tarub, Bagdads berühmte Köchin“ (1896), „Na prost!“ (1898), „Rakox der Billionär“ (1900), „Der Kaiser von Utopia“ (1904), „Perpetuum mobile“ (1910) und vieles andere. Vor einigen Jahren, in Deutschlands schwerster Zeit, ist Scheerbart aus diesem verworrenen, immer von Sorgen und Nöten überschatteten Leben fortgegangen und haust jetzt vielleicht in wunderlich veränderter Gestalt auf irgendeinem weltenfernen Fixstern oder Planeten, fern von seiner hier zurückgelassenen Frau, dem „Bärchen“, die er so sehr liebte und der er eine Reihe kurzer, zärtlicher Schmoll- und Liebesbriefe geschrieben hat, die unter dem Titel „Von Zimmer zu Zimmer“ unlängst veröffentlicht worden sind.

Blicken wir nun auf das umfangreiche Lebenswerk des verstorbenen Dichters, so erkennen wir, daß es sich durch zwei Umstände beinahe grundsätzlich von allem oder fast allem unterscheidet, was in neuerer Zeit von deutschen Dichtern geschrieben worden ist: einerseits durch eine unglaubliche, förmlich überflutende, keinerlei Grenzen kennende Phantasie, zum andern durch das bewußte Ausschalten aller irgendwie erotischen Motive. Alle seine Bücher sind durchaus unerotisch, ja antierotisch, und dieser Umstand allein genügt schon zur Erklärung, daß Scheerbarts Bücher so wenig Anklang finden in einer Zeit, die auch auf literarischem Gebiete

durchsättigt ist von erotischen Vorstellungen und Betrachtungen. Scheerbart bewertete das „Ich“ als solches sehr gering, ihm galt es fast nichts, er schwelgte in kosmischen Vorstellungen, so mußte ihm die sichtbarste und konsequenteste Betonung der Ichheit, die so sehr reale und so sehr persönliche Liebe, als ein Nebensächliches und Vernachlässigenswertes erscheinen gegenüber dem, was ihn das einzig Wertvolle dünkte, der Versenkung, der geistigen Auflösung im All.

Notgedrungen mußte unser Dichter, von diesen Gedanken ausgehend, überall auf Widerstand stoßen und dies besonders deshalb, weil sein Auftreten in der Öffentlichkeit zusammenfiel, zeitlich jedenfalls, mit jener Epoche, in welcher sich der Naturalismus eben auf der ganzen Front beinahe als siegreich zu erweisen begann. „Zola und Ibsen!“, das war das Feldgeschrei jener Jahrzehnte, in welche Scheerbarts hauptsächliche Tätigkeit fiel; und wie konnten seine phantastischen, wilden, närrischen, bunten und rauschdurchglühten Bücher einem Geschlecht gefallen, das mit einem Male zu wissen glaubte, nur sorgfältige Beobachtung, genaueste und bis ins Einzelnste gehende Darstellung und Schilderung physischer und psychischer Vorgänge, kritische Betrachtung und Zerfaserung alles Geschehenden und ausgeglichene, gebändigte, fast nüchterne Sprache bedeuteten Kunst im echtesten Sinne und alles andere wäre wert- und witzlose Spielerei?

Aber Scheerbart hat sich nicht um die Zeit und nicht um deren Meinung gekümmert. Wenig beachtet, oft verlacht oder achselzuckend abgelehnt, allem Leben, wie es anderen sich darbietet, fern und fremd, völlig

uninteressiert auf politischem Gebiete und in verblüffendem Maße geschäftsuntüchtig, so hat er, ein Mann von seltenem, künstlerischem Rückgrat, seiner Überzeugung nachgelebt, ohne auch nur einen Schritt von dem Wege abzuweichen, welchen sein Gewissen ihm als den richtigen bezeichnete. Mochte er tausendmal falsch sein, dieser Weg, er glaubte doch an ihn und hat um seinetwillen gehungert, gelitten, gefroren und — gelächelt. Wie viele von den heutigen Dichtern dürfen ein gleiches für sich in Anspruch nehmen?

Einen Symbolisten hat Bartels unseren Dichter genannt und dort einen toten Begriff hingesetzt, wo ihm die Gabe abging, das wunderliche Problem einer fremden, eigenartigen, barocken Kunst zu lösen. Ein phantastischer Mystiker, diese Bezeichnung würde auf Scheerbart viel besser passen, ein lächelnder Prophet, der versucht, den Sinn der Welt in bunten, kosmischen Bildern, in dem Spiel von Sternen und Sonnen zu deuten. Einer, der zuweilen, ganz, ganz selten freilich, auch Verse schrieb, die zunächst so aussahen, als wären sie in leichter Berauschtheit hinausgestammelt und erst ganz allmählich einen bedeutsamen und tieferen Sinn dem nachdenklichen Leser verrieten, Verse wie etwa diesen:

Wie weit der Weg!
Im tiefen Tale glänzt
der Tau der letzten Sommernacht.

Wie weit der Weg!
Im hohen Weltall glüht
der großen Sonne Glück so heiß.

Wie weit der Weg!
In tollen Köpfen kreist
die Schöpferkraft des ganzen Alls.
O still! Zum Ziel!
Es wird zu viel!

Der wunderliche, köstliche satirische Geschichten geschrieben hat, oft ganz knapp und kurz, nur drei, vier Zeilen lang, gesättigt von Ironie und ebenso klug wie drastisch. Und gerade hierin sich berührte mit dem anderen großen Mystiker der Jahrhundertwende, der nun auch schon zehn Jahre tot ist, Christian Morgenstern.

Nur war freilich Morgenstern der ungleich Gewissenhaftere, der sich den Gesetzen der Kunst beugte, der feine, zarte Verse wie Seide spann, während Scheerbarts Kunst über alle Ufer trat und vorwärts schäumte wie ein entfesselter Strom. Seine großen Romane, etwa „Na prost!“, worin die wunderliche Reise dreier deutschen Gelehrten in einer achtkantigen Flasche durch den Weltenraum geschildert, menschliche Torheiten und Unzulänglichkeiten prachtvoll glossiert wurden, sein Protzenroman „Rakox der Billionär“, all diese umfangreichen Bücher, in welchen die Sterne zu denken anfangen, in denen seltsame Wesen, Bewohner anderer Welten, erfühlt, erdacht, gemalt werden, sie haben ein willkürliches Ende, sie sind letzten Endes nur aneinandergereihte Schilderungen, Phantasien, Farbeneffekte, Lichttaumel. Die innerliche Komposition, die planmäßige Zusammenfassung und Steigerung, das alles fehlt vollkommen. Doch wird das Fehlende ersetzt

durch die einzigartige, erstaunliche Überkleidung mit phantastischen Bildern und Grübeleien.

Niemals wird Scheerbart einen großen Leserkreis haben. Doch die ihn lesen und die ihn lieben, werden sich dem starken Eindruck seines künstlerischen Ringens nicht entziehen können, das doch immer nur dem einen Ziele galt: „Der Weltseele näher zu sein."

Danzigs Geschichte

von Dr. Erich Keyser

Geb. 4.50 Gulden

Einzige umfassende Geschichte der alten Hansestadt Danzig

*

Die Entstehung von Danzig

von Dr. Erich Keyser

5.— Gulden

Die bisherige Kenntnis der frühesten Geschichte von Danzig und Pommerellen wird durch kritische Nachprüfung der ältesten Quellen und Darstellungen auf völlig neue Grundlagen gestellt

*

Danzigs Entwicklung

von Dr. Erich Keyser

0.80 Gulden

In gedrängter Form eine Darstellung der Geschichte der Freien Stadt Danzig

---

A. W. Kafemann G. m. b. H. Verlag
Danzig